

EUGEN DREWERMANN

**Landschaften der Seele
oder:
Wie man die Angst
überwindet**

Grimms Märchen
tiefenpsychologisch gedeutet

Band 3

Patmos Verlag

VERLAGSGRUPPE PATMOS

**PATMOS
ESCHBACH
GRÜNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN**

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben

Die Texte der Märchen sind in der Fassung der
Grimm'schen »Kinder- und Hausmärchen« von 1857 wiedergegeben.

Für die Schwabenverlag AG ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres
Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen
und Materialien.

Aktualisierte Neuausgabe der erstmals im Walter Verlag
erschienenen Einzelbände (1993–2000)

Alle Rechte vorbehalten

© 2015 Patmos Verlag der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.patmos.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart

Umschlagabbildung: © kallejipp/photocase.com

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-8436-0618-9

INHALT

VII Vorwort

1 Hänsel und Gretel

109 Aschenputtel

265 Wolf und die sieben jungen Geisslein

411 Der Wolf und der Fuchs

Vorwort

Im Zentrum jeder seelischen Erkrankung steht die Angst. Im Ursprung war und ist sie nur ein Warnsignal für drohende Gefahren, im Kampf ums Dasein unerlässlich, weil sie buchstäblich im Sekundenbruchteil den gesamten Körper zu Höchstleistung befähigt: Flucht oder Angriff, Bewegungsturm oder Totstellreflex, – in jedem Fall geht es im Angsterleben stets um Leben oder Tod. In welchen Augenblicken es geboten scheint, das Angstprogramm zu starten, ist zum Teil angeboren, teils erlernt, gegeben wird es unbewußt, – Nachdenken wäre viel zu zeitaufwendig; im zweiten Schritt erst, als Davongekommener, mag man nachträglich überlegen, ob und in welchem Umfang es wohl sinnvoll war, derart sich zu verängstigen und wie man künftig besser in vergleichbaren Momenten reagieren könnte. Angst ist der Herkunft nach situativ, bezogen auf Bedrohungen im Raum der äußeren Realität, und sie vergeht, sobald der Eindruck des Gefährlichen verschwindet. Jedoch, Realangst ist nur *eine* Form von Angst, die zweifellos urtümlichste, im menschlichen Erleben aber kaum die wichtigste. Ein kleines Kind weiß von der Wirklichkeit, die es umgibt, so gut wie nichts; die größte aller seiner Ängste besteht darin, die Mutter zu verlieren, und sein reflexhaft durchdringendes Schreien verfolgt hauptsächlich das Bestreben, unter allen Umständen einen möglichen Verlust des lebenswichtigen Kontaktes zu ihr, dem Zufluchtsort in allen Ängsten, zu vermeiden.

Indes, die Angst, die Mutter zu verlieren, läßt sich nicht mehr auf einen Augenblick oder auf ein rein räumliches Getrenntsein eingrenzen. Viel wichtiger im seelischen Erleben ist die Gefahr, die Gunst der Mutter einzubüßen; von ihr, aus welchen Gründen auch immer, verstoßen zu werden, ist weit schlimmer, als mal wie zufällig aus ihrem Blickfeld zu geraten. »Sie will mit mir nicht länger mehr zu tun haben. Sie mag mich nicht. Sie lehnt mich ab. Sie will mich loswerden.« Ein Kind, das sich als unerträgliche Belastung seiner Mutter fühlt, fällt in ein reines Nichts; es fällt in *Angst* im wahrsten Sinne des Wortes, – Angst, wie sie philosophisch SÖREN KIERKEGAARD als Grunderfahrung menschlicher Bewußtwerdung inmitten dieser Welt beschrieben hat. Angst psychologisch – das ist konkret jenes dramatische Gefühl der Ausgesetztheit, Einsamkeit, Verlassenheit, Verlorenheit, der völligen Vernichtung, einer Negiertheit der gesamten Existenz. Wer immer fragt nach Angst, wie sie entsteht und wie sie sich womöglich über-

winden läßt, der muß hineintauchen in diese Zonen ständiger Bedrohtheit, verknüpft mit der Gewißheit, daß es den dringend nötigen Beschützer oder Retter nicht mehr gibt, auf den man vormals alle Hoffnung setzte, jetzt nicht und überhaupt nicht. Sich zu entwickeln kann auch heißen, immer mehr in Angst hineinzuwachsen, sie nach und nach zu radikalisieren, zu totalisieren und zu generalisieren.

Hilfreich ist es insofern, daß so manche Märchen davon Kunde geben, wie Kinder bereits ihre Eltern angstgetönt erleben – als Hexen, Menschenfresser, Zauberer, oder: als ganz normale Eltern, ausgeliefert einer Notlage, aus der es für sie kein Entrinnen gibt, es sei denn durch das Opfer derer, die sie eigentlich am meisten lieben: ihrer Kinder.

Das Unheimliche schlummert oft unter dem Firnis des Anheimelnden. Das Märchen der Gebrüder Grimm *Hänsel und Gretel* hat durch die Oper des Bopparder Komponisten ENGELBERT HUMPERDINCK in deutschen Landen die Vorweihnachtszeit erobert – das Knusperhäuschen ziert die Schaufensterauslagen und steht verheißungsvoll auf manchen Gabentischen; dabei ist das, was die Geschichte der »Kinder- und Hausmärchen« darbietet, von extremer Grausamkeit, ein Maximum an Angst und seelischer Gebrochenheit, ein Lehrstück geradezu über die Abgründe der Seele im Felde völliger Zurückweisung. Da hören Kinder, wie die Mutter ihren Mann dazu beredet, ihren Jungen und ihr Mädchen im Walde auszusetzen, – sie haben nichts mehr, sich gemeinsam zu ernähren. Doch diese Tatsache müssen die Eltern vor den Kindern strikt verbergen, und diese tun am besten, zu verschweigen, was sie wissen, – ein *double bind* in höchster Zuspitzung. Mehr noch: als Hänsel, der Spur seiner ausgelegten Kieselsteine folgend, mit Gretel zum Entsetzen ihrer Mutter schließlich doch nach Haus zurückkehrt, fährt diese sie voll Zorn an, nicht daß sie überhaupt, sondern daß sie so spät erst wiederkommen; und Hänsel, der den Grund des Ärgers seiner Mutter nur zu deutlich kennt, kann gar nicht anders, als nach außen so zu tun, als wenn er glauben würde, was die Mutter sagt: sie sehnte sich so sehr nach ihren Kindern, sie war voll Sorge um die Kleinen, sie ist voll Freude, daß sie endlich wieder da sind... Ein Kind, das durch sein Dasein seine Eltern überfordert, muß seine Existenz ätherisieren: nur wenn es lernt, so leicht zu sein wie Luft – so anspruchslos, so ohne jegliches Bedürfnis, so unschuldig wie eine Feldblume, die sich allein von Luft und Licht ernährt und von dem Regen, der manchmal vom Himmel rinnt –, kann vielleicht doch noch hoffen, inmitten all der Not im Dasein gerade noch akzeptiert zu sein. Beim nächsten Mal wird Hänsel selbst das

Brot, welches als letztes ihm die Mutter auf dem Weg mitgab, verstreuen, um zu ihr zurückzufinden: Totalverzicht auf eigene Nahrung als die Bedingung, bei der Mutter sich zurückzumelden, – es ist das äußerste an Selbsteinschränkung, dessen ein Kind wie Hänsel fähig ist.

Neurosenpsychologisch hat man es zu tun mit einem Fall von Magersucht, – das Märchen läßt darüber keinen Zweifel. Denn tief im »Wald« (im Unbewußten) findet sich, erzählt es, das Gegenbild zum Hause der Entbehrung: ein Haus, in dem es nicht nur reich genug an Nahrung gibt, sondern das ganz und gar geformt ist aus köstlichem Lebkuchen und aus Zuckerwerk, nur daß, wer davon ißt, selber gegessen wird. Denn dieses Haus bewohnt eine hinterhältige Hexe, eine Menschenfresserin. Sie sperrt den Hänsel in ein Ställchen, um ihn zu mästen wie ein Haustier, das sie bei Schlachtreife selbst zu verzehren trachtet, – ein Kinderalptraum, wie er ärger nicht zur Darstellung zu bringen ist. Ambivalenz des Mutterbildes – wie armselig ist Psychologendeutsch, um diese Seelennot zu schildern! Und doch: wenn es gelingt, die Hexenangst zu überwinden und, abenteuerlich genug, am Ende bei sich selbst, im »Vaterhause«, anzukommen, wird gerade all das erlittene Leid sich wandeln auch zu ungeahnten Schätzen, die sich im weiteren Leben nutzen lassen. *Hänsel und Gretel* ist letztlich kein Kindermärchen, denn es erzählt von dem Erwachen eines Kindes, dem es in seinen Angstvorstellungen gar nicht vergönnt war, eine Kindheit zu erleben.

Im Grunde gilt das auch von der Geschichte, die irgendwie in gleicher Form an allen Orten auf der Welt erzählt wird, von dem *Aschenputtel*. Auch ihm ist in *Gioacchino Rossinis* Meisterwerk *La Cenerentola* ein Opernstück gewidmet. Jedoch, so viele »Aschenputtel« es auch geben mag, ein jedes hat eine ganz eigene Geschichte, und was die Brüder Grimm erzählen, ist als erstes die Tragödie vom frühen Tod der Mutter. Auch so kann heillos Angst entstehen aus der Zerspalteneit des Mutterbildes: da ist die bleibende Erinnerung an jene gute Mutter, die es einmal gab, – in Treue und aus Liebe zu ihr wandelt sich das Leben dieses »Aschenputtels« in eine langgezogene Klage, ein Friedhofsdasein, kreisend ganz und gar ums Grab der allzu früh Verstorbenen. Ersetzt schon übers Jahr wird sie von einer Stiefmutter, die mit ihren zwei Töchtern einheiratet. Es ist ein Topos, von der »bösen« Stiefmutter zu sprechen; doch fairerweise muß man sagen, daß die neue Frau im Leben eines Aschenputtels kaum anders denn als »böse« erscheinen kann. Die Anhänglichkeit an die »gute«

Mutter ist zum festen Teil des Selbstverständnisses des »guten« Kindes geworden, das seinem Vater vorwirft, mit der neuen Heirat Verrat an seiner früheren Frau verübt zu haben. Zutiefst vereinsamt und gedemütigt, fühlt es sich in gewissem Sinne »besser« als die anderen, hält es in Treue doch zu seiner wahren Mutter, die vom Himmel her auf es herabschaut. Die Aufspaltung in den Kontrast zwischen der Dienstmagd und der zu Größerem Berufenen zeichnet das Wesen eines solchen Kindes, das nur gegen den Widerstand der eigenen Angehörigen, wie durch die Hintertür, verstoßen, im Inkognito ins Leben finden wird, teils voller Sehnsucht nach dem »Königssohn«, der es erlösen wird, teils voller Angst, von ihm als schändlich und als ungenügend abgelehnt zu werden. Ein Aschenputtel lieb zu haben – das bedeutet, den Fluchtwegen der Angst zu folgen, mit denen eine solchermaßen Vorgeprägte stets am meisten fürchtet, was sie in Wirklichkeit am meisten wünscht. Der Königssohn muß auf die Suche gehen, bis daß er es findet und es sich aufrichtet zu seiner wahren Schönheit, innerlich wie äußerlich.

Angst kann des weiteren entstehen durch den Widerspruch zwischen den beiden Seiten einer Mutter, die es im Grunde herzlich gut mit ihren Kindern meint und die sich dennoch gleichzeitig von ihnen überfordert fühlt. Das Märchen *Der Wolf und die sieben jungen Geißlein* erzählt von dieser Möglichkeit, in der die liebe »Geißenmutter« auch erscheinen kann als »Wolf«, der seine Kinder frißt und sie, wenn überhaupt, dann nur im »Uhrkästchen«, ganz einverleibt sich selbst, am Leben läßt. Die Fistelstimme, die beim »Kreidefressen« sich lieb-flötend bildet, nur um den Groll nicht auszusprechen, der vor dem Fenster lauert, bereit, wie rasend vor Wut, über die »Geißlein« herzufallen, markiert die ganze Doppelbödigkeit einer derartigen Geiß-Wolfen-Mutter. Es grenzt ans Wunderbare, dann zu hören, wie diese Frau mit ihrem Kleinsten selber sich daran macht, dem »Wolf« im Schlaf den Bauch mit einer großen Schere aufzuschneiden und ihn mit Wackersteinen aufzufüllen, daß er hinabstürzt in den Brunnen, als er seinen Durst zu stillen sucht. Eine Mutter, welche die Schattenseiten im Unbewußten der eigenen Ansprüche mit einer solchen Entschlossenheit zu analysieren wagt wie diese »Geiß«, um ihre Kinder aus der seelischen Gefangenschaft der Angst herauszuführen, die sie selbst verbreitet, ist wie ein Vorbild vieler Mütter, die sich dem Kind zuliebe einer solchen mühevollen Arbeit an sich selber unterziehen. Jenseits der Angst, jenseits der Widersprüche mit sich selbst eins zu werden und darin zugleich auch mit den eigenen Angehörigen mündet

in dem Triumphlied eines jeden Kindergartens: »Der Wolf ist tot, der Wolf ist tot!«

Und doch bleibt es dabei: die Krankheiten seelischer Angst kann man nur heilen, wofern man ihren Sinn versteht. Wie war das doch mit Hänsels Magersucht? Als einen Überlebenstrick in Angst erläutert sie das Grimmsche Märchen *Der Wolf und der Fuchs*. Scheinbar mehr eine Fabel als ein Märchen, ist es gleichwohl nicht einfach eine Warnung vor Maßlosigkeit und Gier, vielmehr beschreibt es den Konflikt im Leben eines jeden Anorektikers: Er könnte, aufgestaut in den verpreßten Wünschen, endlos alles Eßbare in sich hineinschlingen, gleichzeitig aber weiß er auch, wie Hänsel in der Hexe Ställchen, daß darauf die Todesstrafe steht. Er kann nur gerade so viel zu sich nehmen, daß er »dünn« genug bleibt, um durch das Schlupfloch eines Kellerfensters zu entkommen. Zu essen, wohlgermerkt, ist im Erleben eines Magersüchtigen immer so viel wie Diebstahl, Einbruch, Raub und Mord, und erst wer das enorme Schuldgefühl begreift, das sich im Schatten solcher Ängste formt, gewinnt die Chance, das Souterrain von »Fuchs« und »Wolf« zur Menschlichkeit zu öffnen. – Vier Märchen über Angst und Liebe, die den langen Weg umschließen, der von den ungeheueren Verstellungen des Kindseins hinüberführt zu einer selbstbewußten Einheit mit sich selbst – eine Art Vademecum jeder Psychotherapie.



HÄNSEL UND GRETEL

Hänsel und Gretel

Märchen Nr. 15 aus der Grimmschen Sammlung

Vor einem großen Walde wohnte ein armer Holzhacker mit seiner Frau und seinen zwei Kindern; das Bübchen hieß Hänsel und das Mädchen Gretel. Er hatte wenig zu beißen und zu brechen, und einmal, als große Teuerung ins Land kam, konnte er auch das täglich Brot nicht mehr schaffen. Wie er sich nun abends im Bette Gedanken machte und sich vor Sorgen herumwälzte, seufzte er und sprach zu seiner Frau: »Was soll aus uns werden? Wie können wir unsere armen Kinder ernähren, da wir für uns selbst nichts mehr haben?« »Weißt du was, Mann«, antwortete die Frau, »wir wollen morgen in aller Frühe die Kinder hinaus in den Wald führen, wo er am dicksten ist: da machen wir ihnen ein Feuer an und geben jedem noch ein Stückchen Brot, dann gehen wir an unsere Arbeit und lassen sie allein. Sie finden den Weg nicht wieder nach Haus, und wir sind sie los.« »Nein, Frau«, sagte der Mann, »das tue ich nicht; wie sollt' ich's übers Herz bringen, meine Kinder im Walde allein zu lassen, die wilden Tiere würden bald kommen und sie zerreißen.« »O du Narr«, sagte sie, »dann müssen wir alle viere Hungers sterben, du kannst nur die Bretter für die Särge hobeln«, und ließ ihm keine Ruhe, bis er einwilligte. »Aber die armen Kinder dauern mich doch«, sagte der Mann.

Die zwei Kinder hatten vor Hunger auch nicht einschlafen können und hatten gehört, was die Stiefmutter zum Vater gesagt hatte. Gretel weinte bittere Tränen und sprach zu Hänsel: »Nun ist's um uns geschehen.« »Still, Gretel«, sprach Hänsel, »gräme dich nicht, ich will uns schon helfen.« Und als die Alten eingeschlafen waren, stand er auf, zog sein Röcklein an, machte die Untertüre auf und schlich sich hinaus. Da schien der Mond ganz helle, und die weißen Kieselsteine, die vor dem Haus lagen, glänzten wie lauter Batzen. Hänsel bückte sich und steckte so viel in sein Rocktäschlein, als nur hinein wollten. Dann ging er wieder zurück, sprach zu Gretel: »Sei getrost, liebes Schwesterchen, und schlaf nur ruhig ein, Gott wird uns nicht verlassen«, und legte sich wieder in sein Bett.

Als der Tag anbrach, noch ehe die Sonne aufgegangen war, kam schon die Frau und weckte die beiden Kinder: »Steht auf, ihr Faulenzer, wir wollen in den Wald gehen und Holz holen.« Dann gab sie jedem ein Stückchen Brot und sprach: »Da habt ihr etwas für den

Mittag, aber eßt's nicht vorher auf, weiter kriegt ihr nichts.« Gretel nahm das Brot unter die Schürze, weil Hänsel die Steine in der Tasche hatte. Danach machten sie sich alle zusammen auf den Weg nach dem Wald. Als sie ein Weilchen gegangen waren, stand Hänsel still und guckte nach dem Haus zurück und tat das wieder und immer wieder. Der Vater sprach: »Hänsel, was guckst du da und bleibst zurück, hab acht und vergiß deine Beine nicht.« »Ach, Vater«, sagte Hänsel, »ich sehe nach meinem weißen Kätzchen, das sitzt oben auf dem Dach und will mir ade sagen.« Die Frau sprach: »Narr, das ist dein Kätzchen nicht, das ist die Morgensonne, die auf den Schornstein scheint.« Hänsel aber hatte nicht nach dem Kätzchen gesehen, sondern immer einen von den blanken Kieselsteinen aus seiner Tasche auf den Weg geworfen.

Als sie mitten in den Wald gekommen waren, sprach der Vater: »Nun sammelt Holz ihr Kinder, ich will ein Feuer anmachen, damit ihr nicht friert.« Hänsel und Gretel trugen Reisig zusammen, einen kleinen Berg hoch. Das Reisig ward angezündet, und als die Flamme recht hoch brannte, sagte die Frau: »Nun legt euch ans Feuer, ihr Kinder, und ruht euch aus, wir gehen in den Wald und hauen Holz. Wenn wir fertig sind, kommen wir wieder und holen euch ab.«

Hänsel und Gretel saßen am Feuer, und als der Mittag kam, aß jedes sein Stücklein Brot. Und weil sie die Schläge der Holzaxt hörten, so glaubten sie, ihr Vater wäre in der Nähe. Es war aber nicht die Holzaxt, es war ein Ast, den er an einen dünnen Baum gebunden hatte und den der Wind hin und her schlug. Und als sie so lange gesessen hatten, fielen ihnen die Augen vor Müdigkeit zu, und sie schliefen fest ein. Als sie endlich erwachten, war es schon finstere Nacht. Gretel fing an zu weinen und sprach: »Wie sollen wir nun aus dem Wald kommen!« Hänsel aber tröstete sie: »Wart nur ein Weilchen, bis der Mond aufgegangen ist, dann wollen wir den Weg schon finden.« Und als der volle Mond aufgestiegen war, so nahm Hänsel sein Schwesterchen an der Hand und ging den Kieselsteinen nach, die schimmerten wie neu geschlagene Batzen und zeigten ihnen den Weg. Sie gingen die ganze Nacht hindurch und kamen bei anbrechendem Tag wieder zu ihres Vaters Haus. Sie klopfen an die Tür, und als die Frau aufmachte und sah, daß es Hänsel und Gretel war, sprach sie: »Ihr bösen Kinder, was habt ihr so lange im Walde geschlafen, wir haben geglaubt, ihr wolltet gar nicht wiederkommen.« Der Vater aber freute sich, denn es war ihm zu Herzen gegangen, daß er sie so allein zurückgelassen hatte.

Nicht lange danach war wieder Not in allen Ecken, und die Kinder

hörten, wie die Mutter nachts im Bette zu dem Vater sprach: »Alles ist wieder aufgezehrt, wir haben noch einen halben Laib Brot, hernach hat das Lied ein Ende. Die Kinder müssen fort, wir wollen sie tiefer in den Wald hineinführen, damit sie den Weg nicht wieder herausfinden; es ist sonst keine Rettung für uns.« Dem Mann fiel's schwer aufs Herz, und er dachte: »Es wäre besser, daß du den letzten Bissen mit deinen Kindern teiltest.« Aber die Frau hörte auf nichts, was er sagte, schalt ihn und machte ihm Vorwürfe. Wer A sagt, muß auch B sagen, und weil er das erstmal nachgegeben hatte, so mußte er es auch zum zweitenmal.

Die Kinder waren aber noch wach gewesen und hatten das Gespräch mit angehört. Als die Alten schliefen, stand Hänsel wieder auf, wollte hinaus und Kieselsteine auflesen, wie das vorige Mal, aber die Frau hatte die Tür verschlossen, und Hänsel konnte nicht heraus. Aber er tröstete sein Schwesterchen und sprach: »Weine nicht, Gretel, und schlaf nur ruhig, der liebe Gott wird uns schon helfen.«

Am frühen Morgen kam die Frau und holte die Kinder aus dem Bette. Sie erhielten ihr Stückchen Brot, das war aber noch kleiner als das vorige Mal. Auf dem Wege nach dem Wald bröckelte es Hänsel in der Tasche, stand oft still und warf ein Bröcklein auf die Erde. »Hänsel, was stehst du und guckst dich um«, sagte der Vater, »geh deiner Wege.« »Ich sehe nach meinem Täubchen, das sitzt auf dem Dache und will mir ade sagen«, antwortete Hänsel. »Narr«, sagte die Frau, »das ist dein Täubchen nicht, das ist die Morgensonne, die auf den Schornstein oben scheint.« Hänsel aber warf nach und nach alle Bröcklein auf den Weg.

Die Frau führte die Kinder noch tiefer in den Wald, wo sie ihr Lebtage noch nicht gewesen waren. Da ward wieder ein großes Feuer angemacht, und die Mutter sagte: »Bleibt nur da sitzen, ihr Kinder, und wenn ihr müde seid, könnt ihr ein wenig schlafen: wir gehen in den Wald und hauen Holz, und abends, wenn wir fertig sind, kommen wir und holen euch ab.« Als es Mittag war, teilte Gretel ihr Brot mit Hänsel, der sein Stück auf den Weg gestreut hatte. Dann schliefen sie ein, und der Abend verging, aber niemand kam zu den armen Kindern. Sie erwachten erst in der finsternen Nacht, und Hänsel tröstete sein Schwesterchen und sagte: »Wart nur, Gretel, bis der Mond aufgeht, dann werden wir die Brotbröcklein sehen, die ich ausgestreut habe, die zeigen uns den Weg nach Haus.« Als der Mond kam, machten sie sich auf, aber sie fanden kein Bröcklein mehr, denn die vieltausend Vögel, die im Walde und im Felde umherfliegen, die hatten sie wegge-

pickt. Hänsel sagte zu Gretel: »Wir werden den Weg schon finden«, aber sie fanden ihn nicht. Sie gingen die ganze Nacht und noch einen Tag von Morgen bis Abend, aber sie kamen aus dem Wald nicht heraus, und waren so hungrig, denn sie hatten nichts als die paar Beeren, die auf der Erde standen. Und weil sie so müde waren, daß die Beine sie nicht mehr tragen wollten, so legten sie sich unter einen Baum und schliefen ein.

Nun war's schon der dritte Morgen, daß sie ihres Vaters Haus verlassen hatten. Sie fingen wieder an zu gehen, aber sie gerieten immer tiefer in den Wald, und wenn nicht bald Hilfe kam, so mußten sie verschmachten. Als es Mittag war, sahen sie ein schönes schneeweißes Vöglein auf einem Ast sitzen, das sang so schön, daß sie stehenblieben und ihm zuhörten. Und als es fertig war, schwang es seine Flügel und flog vor ihnen her, und sie gingen ihm nach, bis sie zu einem Häuschen gelangten, auf dessen Dach es sich setzte, und als sie ganz nah herankamen, so sahen sie, daß das Häuslein aus Brot gebaut war und mit Kuchen gedeckt; aber die Fenster waren von hellem Zucker. »Da wollen wir uns dranmachen«, sprach Hänsel, »und eine gesegnete Mahlzeit halten. Ich will ein Stück vom Dach essen, Gretel, du kannst vom Fenster essen, das schmeckt süß.« Hänsel reichte in die Höhe und brach sich ein wenig vom Dach ab, um zu versuchen, wie es schmeckte, und Gretel stellte sich an die Scheiben und knuperte daran. Da rief eine feine Stimme aus der Stube heraus:

»Knuper, knuper, kneischen,
wer knupert an meinem Häuschen?«

Die Kinder antworteten:

»Der Wind, der Wind,
das himmlische Kind«,

und aßen weiter, ohne sich irremachen zu lassen. Hänsel, dem das Dach sehr gut schmeckte, riß sich ein großes Stück davon herunter, und Gretel stieß eine ganze runde Fensterscheibe heraus, setzte sich nieder und tat sich wohl damit. Da ging auf einmal die Türe auf, und eine steinalte Frau, die sich auf eine Krücke stützte, kam herausgeschlichen. Hänsel und Gretel erschrakten so gewaltig, daß sie fallen ließen, was sie in den Händen hielten. Die Alte aber wackelte mit dem Kopfe und sprach: »Ei, ihr lieben Kinder, wer hat euch hierhergebracht? Kommt nur herein und bleibt bei mir, es geschieht euch kein Leid.« Sie faßte beide an der Hand und führte sie in ihr Häuschen. Da ward gutes Essen aufgetragen. Milch und Pfannekuchen mit Zucker, Äpfel und Nüsse. Hernach wurden zwei schöne Bettlein weiß gedeckt,

und Hänsel und Gretel legten sich hinein und meinten, sie wären im Himmel.

Die Alte hatte sich nur so freundlich angestellt, sie war aber eine böse Hexe, die den Kindern auflauerte, und hatte das Brothäuslein bloß gebaut, um sie herbeizulocken. Wenn eins in ihre Gewalt kam, so machte sie es tot, kochte es und aß es, und das war ihr ein Festtag. Die Hexen haben rote Augen und können nicht weit sehen, aber sie haben eine feine Witterung, wie die Tiere, und merken's, wenn Menschen herankommen. Als Hänsel und Gretel in ihre Nähe kamen, da lachte sie boshaft und sprach höhnisch: »Die habe ich, die sollen mir nicht wieder entwischen.« Frühmorgens, ehe die Kinder erwacht waren, stand sie schon auf, und als sie beide so lieblich ruhen sah, mit den vollen roten Backen, so murmelte sie vor sich hin: »Das wird ein guter Bissen werden.« Da packte sie Hänsel mit ihrer dünnen Hand und trug ihn in einen kleinen Stall und sperrte ihn mit einer Gittertüre ein; er mochte schreien, wie er wollte, es half ihm nichts. Dann ging sie zur Gretel, rüttelte sie wach und rief: »Steh auf, Faulenzerin, trag Wasser und koch deinem Bruder etwas Gutes, der sitzt draußen im Stall und soll fett werden. Wenn er fett ist, so will ich ihn essen.« Gretel fing an, bitterlich zu weinen, aber es war alles vergeblich, sie mußte tun, was die böse Hexe verlangte.

Nun ward dem armen Hänsel das beste Essen gekocht, aber Gretel bekam nichts als Krebschalen. Jeden Morgen schlich die Alte zu dem Ställchen und rief: »Hänsel, streck deinen Finger heraus, damit ich fühle, ob du bald fett bist.« Hänsel streckte ihr aber ein Knöchlein heraus, und die Alte, die trübe Augen hatte, konnte es nicht sehen, und meinte, es wären Hänsels Finger, und verwunderte sich, daß er gar nicht fett werden wollte. Als vier Wochen herum waren, und Hänsel immer mager blieb, da überkam sie die Ungeduld, und sie wollte nicht länger warten. »Heda, Gretel«, rief sie dem Mädchen zu, »sei flink und trag Wasser: Hänsel mag fett oder mager sein, morgen will ich ihn schlachten und kochen.« Ach, wie jammerte das arme Schwesterchen, als es das Wasser tragen mußte, und wie flossen ihm die Tränen über die Backen herunter! »Lieber Gott, hilf uns doch«, rief sie aus, »hätten uns nur die wilden Tiere im Wald gefressen, so wären wir doch zusammen gestorben.« »Spar nur dein Geplärre«, sagte die Alte, »es hilft dir alles nichts.«

Frühmorgens mußte Gretel heraus, den Kessel mit Wasser aufhängen und Feuer anzünden. »Erst wollen wir backen«, sagte die Alte, »ich habe den Backofen schon eingeheizt und den Teig geknetet.« Sie

stieß das arme Gretel hinaus zu dem Backofen, aus dem die Feuerflammen schon herausschlügen. »Kriech hinein«, sagte die Hexe, »und sieh zu, ob recht eingeheizt ist, damit wir das Brot hineinschießen können.« Und wenn Gretel darin war, wollte sie den Ofen zumachen, und Gretel sollte darin braten, und dann wollte sie's auch aufessen. Aber Gretel merkte, was sie im Sinn hatte, und sprach: »Ich weiß nicht, wie ich's machen soll; wie komm ich da hinein?« »Dumme Gans«, sagte die Alte, »die Öffnung ist groß genug, siehst du wohl, ich könnte selbst hinein«, krabbelte heran und steckte den Kopf in den Backofen. Da gab ihr Gretel einen Stoß, daß sie weit hineinfuhr, machte die eiserne Tür zu und schob den Riegel vor. Hu! da fing sie an zu heulen, ganz grauselig; aber Gretel lief fort, und die gottlose Hexe mußte elendiglich verbrennen.

Gretel aber lief schnurstracks zum Hänsel, öffnete sein Ställchen und rief: »Hänsel, wir sind erlöst, die alte Hexe ist tot.« Da sprang Hänsel heraus, wie ein Vogel aus dem Käfig, wenn ihm die Türe aufgemacht wird. Wie haben sie sich gefreut, sind sich um den Hals gefallen, sind herumgesprungen und haben sich geküßt! Und weil sie sich nicht mehr zu fürchten brauchten, so gingen sie in das Haus der Hexe hinein, da standen in allen Ecken Kasten mit Perlen und Edelsteinen. »Die sind noch besser als Kieselsteine«, sagte Hänsel und steckte in seine Taschen, was hinein wollte, und Gretel sagte: »Ich will auch etwas mit nach Haus bringen«, und füllte sich sein Schürzchen voll. »Aber jetzt wollen wir fort«, sagte Hänsel, »damit wir aus dem Hexenwald herauskommen.« Als sie aber ein paar Stunden gegangen waren, gelangten sie an ein großes Wasser. »Wir können nicht hinüber«, sprach Hänsel, »ich sehe keinen Steg und keine Brücke.« Hier fährt auch kein Schiffchen«, antwortete Gretel, »aber da schwimmt eine weiße Ente, wenn ich die bitte, so hilft sie uns hinüber.« Da rief sie:

»Entchen, Entchen,
da steht Gretel und Hänsel.
Kein Steg und keine Brücke,
nimm uns auf deinen weißen Rücken.«

Das Entchen kam auch heran, und Hänsel setzte sich auf und bat sein Schwesterchen, sich zu ihm zu setzen. »Nein«, antwortete Gretel, »es wird dem Entchen zu schwer, es soll uns nacheinander hinüberbringen.« Das tat das gute Tierchen, und als sie glücklich drüben waren und ein Weilchen fortgingen, da kam ihnen der Wald immer bekannter und immer bekannter vor, und endlich erblickten sie von

weitem ihres Vaters Haus. Da fingen sie an zu laufen, stürzten in die Stube hinein und fielen ihrem Vater um den Hals. Der Mann hatte keine frohe Stunde gehabt, seitdem er die Kinder im Walde gelassen hatte, die Frau aber war gestorben. Gretel schüttete sein Schürzchen aus, daß die Perlen und Edelsteine in der Stube herumsprangen, und Hänsel warf eine Handvoll nach der andern aus seiner Tasche dazu. Da hatten alle Sorgen ein Ende, und sie lebten in lauter Freude zusammen.

Mein Märchen ist aus, dort läuft eine Maus, wer sie fängt, darf sich eine große, große Pelzkappe daraus machen.

Tiefenpsychologische Deutung

Von Armut und Armseligkeit oder: Verstoßen wider Willen

Ohne Zweifel ist es dieser Abschluß, der vor allem bei kindlichen Zuhörern den stärksten, den *tröstlichsten* Eindruck hinterläßt: Der Vater hat doch seine Kinder lieb! Er ist voller Freude, als sie endlich zurückkehren! Sie sind bei ihm nicht verstoßen, sie bedeuten in Wirklichkeit – die mitgebrachten Perlen beweisen es – einen ungeahnten Reichtum für ihn. Und selbst die schlimmsten Schrecken können das späte Glück nicht hindern. – Eine solche Botschaft macht Mut; *die* aber ist für ein »Hänsel«, weiß Gott, auch vonnöten!

Denn man wird das Schicksal eines Jungen, wie er in der Geschichte von *Hänsel und Gretel* sich darstellt, wohl nur verstehen, wenn man, ganz wörtlich zur Einleitung der Erzählung der BRÜDER GRIMM, sich vorstellt, was *Armut* bedeutet. Gewiß, sie tritt als erstes *sozial* in Erscheinung: Menschen haben kein Geld, auch nur das Nötigste zum Unterhalt sich zu beschaffen. Sie leben, wie man so sagt, von der Hand in den Mund. Ständig quält sie die Angst: was wird morgen sein? Eine Krankheit – man kann sie durchleben! Ein strenger Winter – man kann ihn überleben! Zerrissene Kleidung – man kann sie flicken. Aber Nahrung – sie ist immer knapp.

In der Übergangszone zwischen wirtschaftlicher Armut und völligem sozialem Elend trifft man wohl immer wieder noch Menschen, die womöglich sogar als korpulent und wohlgenährt erscheinen und die gleichwohl versichern, »nichts zum Essen zu haben«. Und wirklich: sie haben, wie Wüstentiere am Wasserloch, am jeweils Ersten des Monats, am Zahltag, stets alles auf einmal hinuntergeschlungen – um gegen die Zeit der Entbehrung besser gerüstet zu sein; sie essen, was sie irgend nur auftreiben können, weil all ihr Denken um das Zuwenig an Nahrung kreist. Doch nur ein wenig unterhalb dieser Schwelle beginnt die wirkliche Armut, das tatsächliche Hungern am Rande des Existenzminimums.

Im heutigen Europa schwer vorstellbar, malen die Märchen und Sagen der Völker in dramatischen Strichen immer von neuem gerade *diese* Situation: das Hungern und das Verhungern. Wie magisch zieht dieses Thema die Aufmerksamkeit an, vollzieht sich doch an gerade dieser Stelle der Umschlag von sozialer Not zu biologischer Zerstörung: Irgendwann greift die Mangelversorgung des Körpers an Nähr-

stoffen auf die Körperorgane über; das Herz zieht sich tropfenförmig zusammen, die Durchblutung auch des Gehirns erfolgt nur noch unzureichend; ständiges Frieren, chronische Müdigkeit, das Blauwerden der Lippen, das Absterben der Extremitäten, ein Leben nur noch wie Haut und Knochen, so daß jeder Schritt wehtut, daß das Sitzen schmerzt und nur das Liegen Erleichterung schafft, – das ist dem Wesen nach *Hunger*.

Doch der Prozeß der Auszehrung bleibt selbst beim Körper nicht stehen.

Natürlich, die Physis wehrt sich gegen ihren fortschreitenden Verfall, doch ebenso bald schon auch die menschliche Psyche. Alles wird für einen Menschen, der Hunger leidet, von einem bestimmten Stand der Entkräftung an zu einer unerträglichen Bürde, – er *muß* versuchen, sie abzuschütteln. Der Punkt ist erreicht, an dem die biologische Schwäche als *psychische Abwehr*, als Verlangen nach Alleinsein sich geltend macht: jeder andere Mensch, einfach weil es ihn gibt, verbraucht schon durch sein forderndes Dasein gerade die Energie, deren der eigene Körper so dringend bedürfte; der bloße Kontakt bereits zu einem anderen Menschen, ein einzelnes Gespräch auch nur, geschweige denn eine Bitte, geschweige denn ein neues Problem, verzehrt zuviel an den noch verbliebenen physischen Kräften. Ruhe und Einsamkeit, – nichts hören, nichts sehen, Schutz vor allem durch Distanz und Vermeidung – so befiehlt es der Körper, und so will es jetzt auch die Seele.

Aber da hinein nun *ein Kind!* Das ist es, was das Märchen von *Hänsel und Gretel* bereits als Ausgangsbedingung uns schildert!

Zum Grundgefühl eines »*Hänsels*« gehört das quälende Empfinden elementarer *Verneinung*. Wie anders etwa begegnet uns in ENGELBERT HUMPERDINCKS gleichnamiger Märchenoper¹ bereits in der Eingangsszene die Gestalt der Kinder, die, statt den Eltern, wie befohlen, mit Besenbinden zu helfen, vergnügt im Reigen umherspringen: »Brüderchen, komm tanz mit mir« – wie unbeschwert frei gibt sich dort das Leben in dem armseligen Häuschen am Waldrand! Schon wartet der Reisbrei als Abendessen auf diese Opern-Kinder; erst als die Mutter, ärgerlich über die Untätigkeit, ihre beiden Rangen verprügeln will und dabei den Reistopf umstürzt, müssen die Kinder auf der Suche nach einem geeigneten Abendessen zum Beerensuchen in den Wald

1 | Vgl. HARENBERG: Opernführer, Dortmund 1995, 372–375. E. HUMPERDINCK: Hänsel und Gretel. Märchenspiel in drei Bildern von A. Wette (1893), Stuttgart (reclam 7749) 1952.

gehen und geraten so in den Bannkreis der »Knusperhexe«. Fast hat man den Eindruck, als verlege sich in diesem Libretto die Nostalgie des städtischen Bürgertums zurück in das Klischee einer Arme-Leute-Idylle, in deren Welt anscheinend allein noch »Märchen« zu spuken vermögen.

Indessen schildert das GRIMMSche Märchen von *Hänsel und Gretel* alles andere als einen romantischen Kindertraum, vielmehr beschreibt es in unerhörter Eindringlichkeit, mit Hilfe freilich von Bildern der Romantik, den realen Alptraum, den es *bedeuten* kann, *arm* zu sein: Für ein Kind, das in einem Arme-Leute-Haus aufwächst, bedeutet es, *lästig* zu sein, *unerträglich* lästig sogar. Auf der Welt zu sein ist identisch damit, essen zu müssen, sich kleiden zu müssen, atmen zu müssen, ein Haus bewohnen zu müssen... Leben, das heißt, unablässig der Welt *Energie* zu entnehmen, um damit das »Fließgleichgewicht«² des eigenen »Haushalts« aufrechtzuerhalten; *Kind* zu sein aber, das heißt, geschützt sein zu wollen, Geborgenheit spüren zu mögen, weinen und lachen zu dürfen, spielen zu wollen und Raum zur Entfaltung zu finden. Armut hingegen – das ist Mangel und Enge in jeder Form. Im Felde der Armut verwandeln sich alle sonst selbstverständlichen Kinderbedürfnisse und Kinderwünsche in unerträgliche, weil mit der Wirklichkeit unverträgliche Zumutungen. In eine Welt zu fallen, in der alles *mangelt* und fehlt, ist deshalb das gleiche, wie sich selber als mangel- und fehlerhaft, als ständig *schuldig* zu fühlen.

Wohl sprechen alle Religionen und Weisheitslehren der Menschheit vom *Segen* der Armut, von der *Tugend* der Armut, von der *Freiheit* und *Menschlichkeit*, die in der Armut liegen können, und sie empfehlen es geradewegs, arm zu werden oder zu bleiben; doch meinen sie, richtig verstanden, nicht die Heiligsprechung von Elend und Unglück, und sie erheben, zumindest außerhalb eines gewissen dogmatischen Fanatismus, durchaus nicht die mutwillige Selbstzerstörung zum Willen eines unmutigen Gottes. Vielmehr möchten sie, daß Menschen das Gefühl ihrer Minderwertigkeit und Nichtakzeptiertheit nicht länger auf rein äußere Weise, mit Hilfe von Geld und von Macht, überwinden³; sie stellen grundsätzlich die Neigung in Frage, Fragen des Seins durch Exzesse des Habens zu beantworten⁴. Wie aber soll ein Mensch

2 | L. VON BERTALANFFY – W. BEIER – R. LAUE: Biophysik des Fließgleichgewichts, Braunschweig ²(bearb. u. erw.) 1977.

3 | Zum »Ideal« der *Armut* vgl. E. DREWERMANN: Kleriker, Psychogramm eines Ideals, Olten 1989, 674–688: Von einer Armut, die freimacht.

4 | Vgl. E. FROMM: Haben oder Sein. Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesell-

glauben, in seinem Leben *berechtigt* zu sein, wenn er bereits unter dem Druck sozialer Not die bloße Tatsache seiner Existenz als etwas Ungehöriges, Unnützes, ja, Schädliches und Schändliches erleben muß? Man müsse, so GEORGES BERNANOS in seinem Tagebuch eines Landpfarrers, »die Armen die Armut ... lehren«⁵; wie aber soll das geschehen, es sei denn, man ginge erst einmal der *Wirkung* nach, in welcher die soziale, die physische Armut der eigenen Eltern sich in der Seele schon eines Kindes in die psychische Armseligkeit des gesamten eigenen Daseinsgefühls verwandelt? »Nichts ist ... leichter«, erklärte der französische Schriftsteller, »als ihnen (sc. den Armen, d.V.) beizubringen, die Armut sei eine Art schimpflicher Krankheit, zivilisierter Völker unwürdig, und wir seien im Begriff, sie im Handumdrehen von einer derartigen Schmutzerei zu befreien.«⁶ In der Tat, es ist alles viel schwieriger, denn es geht um die Armut der Seele.

Gewiß, schon das natürliche Mitleid drängt dazu, das Elend der Armut zu bekämpfen. Doch wird man bald feststellen müssen, daß es durchaus nicht genügt, die äußeren Lebensumstände zu bessern, es gilt, den Menschen von innen her ihre Würde zurückzuschicken. Die *Religion* kann dabei eine wichtige Hilfe bilden; sie kann die »Reichen« vom Fetisch ihres Besitzes befreien, der wieder andere Menschen in Not und in Elend gefangenhält; das *soziale* Engagement kann, so mühsam auch immer, die schlimmsten Formen von Unrecht und Ausbeutung in den äußeren Lebensbedingungen nach und nach zurückdrängen; doch die eigentliche Herausforderung für Arm wie für Reich bildet die *Armut der Seele*, diese wie schicksalhaft erfahrene Erniedrigung des Selbstwertgefühls, diese Imprägnation der gesamten Existenz mit einer fundamentalen Verweigerung.

Nichts im Leben eines Jungen von »Hänsel«-Art ist ohne den Hintergrund solcher Not und Entbehrung verstehbar. Freilich, weil es um die Armut *der Seele* geht, ist es nicht einmal nötig, im Umfeld rein materieller Mangelzustände stehenzubleiben. Es genügt, sich im Leben eines »Hänsels« eine Mutter vorzustellen, die sich selber am Rand ihrer Kräfte fühlt: – sie meint es nur gut, doch so geht es nicht weiter! Sie kann ganz einfach nicht mehr! Ihr Kind ist *zuviel!* In jedes anderen Menschen Leben würde es passen, doch nicht mehr in ihres. Es

schaft (1976), aus dem Amerik. v. B. Stein, in: Gesamtausgabe, hrsg. v. R. Funk, Bd. 2, Stuttgart 1980, 269–414.

5 | G. BERNANOS: Tagebuch eines Landpfarrers (1936), aus dem Franz. v. J. Hegner, Köln ¹¹1966, S. 67.

6 | A.a.O.

sind ihre Nerven, es ist ihr Herz, es ist ihre eigene Kindheit mitsamt all der Hypothek von Depressionen und Schatten, die sie seither verfolgen, – fast scheint es, als hätte *dieses* Kind niemals zur Welt kommen dürfen! Wie aber leben mit diesem Gefühl? Jede Mutter der Welt wird *dagegen* ankämpfen. Sie wird ihr Schuldgefühl für solche Gefühlsregungen tapfer ins Gegenteil zu drücken suchen. Sie wird sich *sorgen* um ihren Jungen, sie wird ihn, den ungelegenen, sich ganz besonders angelegen sein lassen, sie wird ihren Mangel an ursprünglichem Wohlwollen mit einem Maximum an gutem Willen zu überspielen suchen. Und doch entsteht auf diese Weise nur ein Teufelskreis aus Mögen und Unvermögen, aus Pflicht und aus Flucht, aus Schuldigbleiben und Schuldigwerden – eine Spaltung im Ich, ein Widerstreit der Gefühle, der alles durchzieht.

»Meine Mutter war selber am Rande, als ich zur Welt kam«, erklärte ein solcher »Hänsel«-Junge. »Sie konnte furchtbar strafen und zerschlug einen Kochlöffel nach dem anderen auf meinem Rücken. Dabei hatte ich sie so lieb, und ich hätte alles für sie getan. Und auch sie tat alles, was sie nur konnte; aber es reichte nicht aus ...«

Der Zwiespalt von »Mutter« und »Vater« oder: Die Umkehr der Gefühle

»Weißt du was, Mann«, antwortete die Frau, »wir wollen ... die Kinder hinaus in den Wald führen, wo er am dicksten ist: da machen wir ihnen ein Feuer an und geben jedem noch ein Stückchen Brot, dann gehen wir an unsere Arbeit und lassen sie allein. Sie finden den Weg nicht wieder nach Haus, und wir sind sie los.« – Welch eine Frau auf Erden spräche schon *freiwillig* solche Worte! Und doch geschieht etwas Ähnliches schon rein äußerlich immer wieder: Menschen werfen alljährlich *Tiere* auf die Straße – zu Zehntausenden, es genügt, daß die Ferien beginnen; und manchmal entledigen sie sich auch eines *Kindes*. »Ein Mädchen, das in München ausgesetzt wurde, gibt der Polizei Rätsel auf«, meldete die *Deutsche Presseagentur* am 28. Oktober 1996; das »Rätsel« hat eine sichere Lösung schon im voraus: die Not einer Mutter, die völlig überfordert ist oder zumindest subjektiv sich so fühlt. Es mag sein und, gewiß, es wird wohl so sein, daß sich die »Gerichte« bald schon des »Falles« »annehmen«, daß sie die »Schuldfähigkeit« und die »Schuld« der Betroffenen »prüfen« und hernach das »Strafmaß« für den »Tatbestand« »grob fahrlässigen

Verhaltens« »in Tateinheit« mit einer »nicht auszuschließenden Tötungsabsicht« auf etliche Jahre Gefängnis festsetzen. Wer aber von den so »Richtenden« wäre imstande, sich in die Ausweglosigkeit eines Menschen hineinzusetzen, der *verstößt*, was er liebt, nur weil er es nicht mehr beschützen kann?

»So geschieht es in Familien, die vor dem Hungertode stehen«, schrieb schon vor 120 Jahren der russische Dichter F. M. DOSTOJEW-SKI, »daß die Eltern ihre Kinder, diese von ihnen am meisten geliebten Wesen, zu hassen anfangen, wenn die Qual dieser Kinder zu unerträglich wird, eben wegen der *Unerträglichkeit* ihrer Qualen.«⁷ Doch wer von den Leuten mit den »gußeisernen Begriffen« sollte das verstehen? Nur ausnahmsweise geschah es, daß die Genialität der Einfühlung und des menschlichen Verständnisses eines DOSTOJEW-SKI in dem berühmten Fall der *Kornilowa*⁸ das schon gefaßte Urteil der Richter umzustößen vermochte; und doch ist gerade dieser »Fall« für uns lehrreich zum Verständnis einer (und jeder) »*Hänsel-und-Gretel*«-Mutter.

Eine erst 20jährige schwangere Frau war damals von einem Geschworenengericht zu zwanzigjähriger Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt worden, weil sie ihr sechsjähriges Stieftöchterchen aus dem Fenster des vierten Stockwerks gestoßen hatte; wie durch ein Wunder war das Kind unverletzt geblieben, doch die Mordabsicht dieser Frau schien außerhalb jeden vernünftigen Zweifels zu stehen. Nur: wann schon handeln Menschen »vernünftig«? Diese Frau lebte in zweiter Ehe mit einem weit älteren Mann zusammen, der nicht müde wurde, ihr immer wieder die Tugenden seiner ersten, verstorbenen Gattin vor Augen zu stellen. Wie viele Fragen ergeben sich allein schon aus diesen wenigen Zusammenhängen? Wie zum Beispiel kommt eine Frau dazu, einen so viel älteren pedantischen Mann zu heiraten – welch ein Bild ihres eigenen Vaters begleitet sie dabei? Und umgekehrt: was für Erfahrungen aus seiner ersten Ehe möchte der Mann an der Seite seiner neuen Frau wiederholen? Und von welcher Art sind die Enttäuschungen, die unter der Voraussetzung solcher Erwartungen sich geradewegs ergeben müssen, und in welcher Form werden sie bearbeitet? Deutlich scheint, daß die Frau mit ihrem eigenen Kind, das sie zur

7 | F. M. DOSTOJEW-SKI: Tagebuch eines Schriftstellers, aus dem Russ. v. E. K. Rashin, München 1963, S. 268.

8 | K. NOETZEL: Das Leben DOSTOJEW-SKIJS (1925), Osnabrück 1967, S. 666–668; vgl. bes. auch F. M. DOSTOJEW-SKI: Tagebuch eines Schriftstellers, aus dem Russ. v. E. K. Rashin, München 1963, 149–188: Anlässlich des Prozesses Kroneberg.

Welt bringen soll, bei ihrem Mann sich nicht beschützt, nicht geborgen und nicht verstanden fühlt. Sie ist nicht (wie) die Mutter jenes ersten Kindes, ihrer Stieftochter, sie ist »nur« die Mutter ihres eigenen neuen Kindes, und folgt man den vorwurfsvollen Worten ihres Gatten, so wird sie dieses Kind niemals so erziehen, wie seine erste Frau es getan hätte; den Beweis dafür aber liefert eben dieses sechsjährige Mädchen, dem sie angeblich niemals sein und geben wird, was sie ihm sein und geben möchte. Natürlich möchte sie zu ihrem künftigen Kinde so gut als nur eben möglich sein, und sie wäre es wohl auch, gäbe es nicht diese andere Tochter, an der ihr immer wieder nach einem fremden Maßstab gezeigt wird, daß sie als Mutter doch nicht wirklich taugt. Überfordert schon mit den Streitereien um ihre Stieftochter, erfüllt von dem Wunsch, als Mutter ihr Bestes zu geben, wird ihr die bevorstehende Geburt eines weiteren Kindes zu einem nicht lösbaren Konflikt. Wenn sie ganz neu beginnen könnte, unbelastet von allem ..., ja, dann möchte es gehen! Doch gerade so entsteht das Paradox: Indem sie ihr Stiefkind verstößt, möchte sie eigentlich ihrer Aufgabe als Mutter so gewissenhaft wie nur möglich und vor allem: unbelastet von den ständigen Vorwürfen ihres Mannes gerecht werden. Nicht Kinderfeindlichkeit und primitive Mordgelüste veranlassen diese Frau, ihre Stieftochter aus dem Fenster zu stoßen, sondern weit eher treibt sie eine sogar besonders starke Liebe zu dem noch ungeborenen Kind, dem sie sich ganz und ungeteilt widmen möchte; die Abwehr, den »Haß« gegenüber ihrer Stieftochter (und ihrem Mann) indessen hat sie gänzlich verdrängt, sie fühlt ihn gar nicht; doch um so gewaltsamer bricht der Konflikt in ihrer Seele sich Bahn. – Die »Logik« derartiger Gefühlsbrechungen im Unbewußten aber – vor welchem Gericht der Welt fände sie, selbst am Beginn des 21. Jahrhunderts, Anerkennung und Würdigung?

DOSTOJEWSKI argumentierte damals denn auch weit »einfacher«, wenngleich in vollkommen richtiger Ahnung der Gegensätze, an denen Frau *Kornilow* litt. Sie *wollte* nichts Böses tun, sie war keine schlechte Mutter, – *das* stand DOSTOJEWSKI fest, nur schon als er von dem Fall in der Zeitung erfuhr. Im *Tagebuch eines Schriftstellers* griff er das bereits ergangene Urteil denn auch sogleich auf – und griff es an! Er vertrat die Meinung, es handele sich um eine Tat, die in geistiger Verwirrung begangen worden sei, und machte geltend, daß so etwas nur im Zustand der Schwangerschaft sich habe ereignen können, kurz, es sei gar nicht möglich, das Geschehene zu verstehen, ohne die widersprüchlichen Gefühle einer sogar besonders pflichtbewußten

und wohlmeinenden Mutter vor der Zeit ihrer Niederkunft zu berücksichtigen. Er, DOSTOJEWSKI, jedenfalls gebe sich überzeugt, daß Frau *Kornilow* ihre Tat selbst nicht verstehe, sie sei darüber gewiß entsetzt und werde ihr Leben lang ihren Kindern eine aufopferungsvolle treue Mutter sein; nichts hingegen sei damit gewonnen, durch ein solches Urteil wie das bestehende die Kinder zu Waisen und eine Verzweifelte zu einer endgültig Verstoßenen zu machen. – Tatsächlich fanden sich DOSTOJEWSKIS Mutmaßungen, als er die *Kornilowa* besuchte, vollauf bestätigt, und es gelang ihm sogar, die öffentliche Meinung und schließlich auch das Gericht von seiner Auffassung zu überzeugen. Die Frau, die ihr Kind, allem Anschein nach, *weggewünscht* und in den Tod gestoßen hatte, wurde als nicht-schuldig freigesprochen!

Das Maß an Verständnis, das wir aufwenden müssen, um eine Mutter zu verstehen, wie das Märchen von *Hänsel und Gretel* sie uns schildert, kann gewiß nicht geringer sein als im Fall der *Kornilowa*. In den Begriffen des bürgerlichen Strafrechts können wir sie kaum anders »beurteilen« denn als eine gefühlkalte, egoistische, pflichtvergessene Mörderin. Doch selbst wenn wir auch nur erst von einem solchen »Anfangsverdacht« ausgingen, so müßten wir doch bald schon – und gerade dann! – auf eine Reihe von Sonderbarkeiten stoßen: Warum zum Beispiel, wenn diese Frau schon ihre Kinder, »Hänsel« und »Gretel«, in den Tod stoßen will, schreitet sie nicht einfach selber zur Tat? Wie, davor scheut sie zurück? Sie möchte nur *passiv* ihren Tod herbeiführen, nicht aktiv? Sie möchte die Kinder womöglich gar nicht wirklich ermorden, sie möchte sie nur ganz einfach *loswerden*? Schon damit bräche der »Mordvorwurf« vor Gericht zusammen und verwandelte sich gegebenenfalls in den Vorwurf fahrlässiger Tötung. Doch selbst dann! Diese Frau leidet akut unter Nahrungsmangel, sie hat nichts zu essen und zu beißen, – eben das, so hören wir, bildet für sie ja den Grund, ihre Kinder zu verstoßen; wie aber kommt es dann, daß sie selbst in solcher Lage noch hingehet, um, ähnlich der Witwe von Sarepta in der Bibel (1 Kön 17,12), den letzten Bissen Brots mit ihren Kindern zu teilen? Könnte sie nicht, wie die Mutter in HUMPERDINCKS Oper, die Kinder wenigstens zum Beerensuchen in den Wald schicken? Statt dessen sollen sie an dem eigens für sie angelegten Feuer sich satt essen und zufrieden einschlafen! Handelt so eine »kaltblütige«, gleichgültige Mörderin? Läßt sich, im Gegenteil, überhaupt noch deutlicher sagen, wie sehr in dieser Frau alles einander widerspricht? Oder sollten wir wirklich, die Anklage verstär-

kend, von ihr denken, das alles tue sie nur in besonderer Hinterhältigkeit und Gemeinheit? Wohl, das GRIMMSche Märchen stellt diese Frau als eine eiskalt Berechnende dar, – ausführlich schildert es, wie sie den Plan entwickelt, nach dem sie ihrer Kinder sich zu entledigen gedenkt; doch spricht gegen die bloße Mutmaßung auch nur, diese Frau sei ganz einfach skrupellos und gewissenlos, noch einmal und mit Nachdruck die Tatsache, daß sie sogar in ihrer Armut die Kinder bis zum letzten mit dem so nötigen Brot versorgt. Und sind denn die Worte *ihres Mannes* nicht im Grunde auch ihre eigenen? Ist *seine* Stimme nicht gerade so viel wie eine Gegenstimme in ihrem *eigenen* Herzen, wenn er entschieden sagt: »Nein, Frau, das tue ich nicht; wie sollt' ich's übers Herz bringen...«? Freilich erhebt sich in ihr dann doch wieder der Eindruck unabwendbarer Not und Ausweglosigkeit; es wäre »Narretei«, *alle* zugrunde gehen zu lassen, wo wenigstens noch die Eltern, zumindest für eine Weile, durch das Opfer der Kinder sich am Leben zu halten vermöchten. Es ist ein Schritt, der mit »Bedauern« getan wird, doch wie ihn »vernünftigerweise« verhindern?

Allerdings muß es verwundern, daß der »harte«, »vernünftige«, alle Gefühle durch kluge Berechnung niederhaltende Part in dem GRIMMSchen Märchen hier von *der Frau* übernommen wird, statt, wie gewohnt, durch den Mann vertreten zu werden. Noch CHARLES PERRAULT in seinem Märchen vom *Däumling* wußte es anders. Er erzählt von einer Frau, die in dreieinhalb Jahren »sieben Kinder, alles Buben«, zur Welt gebracht hat; – drei Zwillingsgeburten haben diese Frau zermürbt, und es ist bei der bitteren Armut der Holzfällersfamilie unvermeidbar, daß dieser »Kindersegen« wie eine »Last«, ja, man muß sagen: fast wie ein Fluch erfahren wird. Denn die Kinder sind noch zu klein – das Älteste ist erst zehn Jahre alt, das Jüngste gerade erst sieben; keines von ihnen ist imstande, sein Brot selbst zu verdienen. Und als nun gar ein sehr hartes Jahr Einzug hält, da ward die Hungersnot so groß, »daß die armen Leute beschlossen, sich ihrer Kinder zu entledigen«. Bei CHARLES PERRAULT ist es nun freilich der *Vater*, der seiner Frau den ungeheuerlichen Vorschlag unterbreitet, die Kinder im Walde auszusetzen; doch selbst bei ihm zeigt allein schon die Begründung, mit der er sein Vorhaben kommentiert, wie zwiespältig auch er in dieser Lage sich fühlt: »ich«, spricht er, »könnte es nicht ertragen, sie (sc. die Kinder) vor meinen Augen verhungern zu sehen«. Das klingt der Schilderung nach noch verzweifelter als die Worte der Frau in dem GRIMMSchen Märchen. Diesem Mann geht es nicht mehr, wie der Mutter von »Hänsel« und »Gretel«, um einen gewissen Rest-

betrag an Überlebenshoffnung im Falle, daß die Kinder nicht die ohnedies zu kargen Rationen gänzlich aufzehren; diesen Mann zwingt das reine *Mitleid*, seine Kinder, wenn sie schon verhungern müssen, *allein* sterben zu lassen. Zwar wehrt sich seine Frau gegen ein solches Ansinnen; »sie konnte nicht zustimmen«, schreibt CHARLES PERRAULT; »sie war arm, aber sie war ihre Mutter«. Doch dann sagt auch er: »Schließlich aber, als sie bedacht hatte, welch einen Schmerz es ihr bereiten würde, zuzusehen, wie ihre Kinder verhungerten, stimmte sie zu und ging weinend zu Bett.«

Ganz offenkundig herrscht da dieselbe Zerrissenheit, die wir auch in der Mutter von *Hänsel und Gretel* glauben annehmen zu sollen, wengleich die BRÜDER GRIMM, zugegebenermaßen, ihrerseits alles tun, die »gute Mutter« des französischen *Däumling* in ihrer Geschichte als eine rechte Hexe erscheinen zu lassen. In dem GRIMM-schen Märchen verkörpert *sie* jene nüchterne »Vernunft«, die für gewöhnlich den Männern zugeschrieben wird, und sie vertritt zudem ihren Standpunkt schon in dem Gespräch mit ihrem Gatten erstaunlich rabiat, keine Widerrede duldend; doch selbst dies alles vor Augen: wird nicht gerade durch diese Härte, mit der sie agiert, der Abstand zwischen ihrem wirklichen Wesen und ihrem Gehabe nach außen nur um so deutlicher sichtbar? Spürt man da nicht, wie sie ihre eigenen Gefühle an der Seite ihres schwächlich und ratlos gezeichneten Gatten wie in einem »männlichen Protest«⁹ übertönen muß?

Ein Bild, das die Gefühle einer Frau in solcher Lage auf erschütternde Weise zu veranschaulichen vermag, hat im Jahre 1893 LUDWIG DETTMANN gemalt¹⁰. Das Bild, das heute im Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Hansestadt Lübeck zu besichtigen ist, trägt den Titel *Im Leide* und zeigt eine hochgewachsene Frau im Kleid einer Arbeiterin oder Bäuerin; sie scheint soeben aus dem ärmlichen Hause zu kommen, das auf der rechten Bildseite zu sehen ist und das von innen her grellrot beleuchtet wird. Was mag dort geschehen sein? Wir wissen es nicht, nur: es muß sich um etwas Schreckliches handeln, etwas, vor dem diese Frau zu fliehen sucht und dem sie doch nicht entrinnen kann, ein ständiges Unglück, das sie gefangen hält. Verzweifelt hat sie ihre Hand vor das Gesicht gelegt, wie um die Augen vor all

9 | Vgl. A. ADLER: Über den nervösen Charakter. Grundzüge einer vergleichenden Individual-Psychologie und Psychotherapie (1912), Frankfurt (Fischer Tb. 6174) 1972, eingel. v. W. Metzger, S. 163.

10 | L. DETTMANN: Im Leide (1893), in: Museum für Kunst und Kulturgeschichte, Lübeck.

dem zu schützen, was diese nur allzu lange schon haben mitansehen müssen, und wohl auch, um ihre Tränen vor ihrem Kind, einem etwa sechsjährigen Mädchen, zu verbergen, das sich mit ausgestreckten Ärmchen an sie zu klammern sucht. Diese Frau, so glaubt man zu sehen, besäße für sich allein vielleicht noch die Kraft, sich, wenn auch mühsam, durchs Leben zu schlagen, doch vermag sie das nicht mit diesem Hause des Elends im Hintergrund und nicht mit diesem flehentlich bittenden Kinde an ihrer Seite. Sie verstößt das Kind nicht, Gott bewahre, doch genügt es auf diesem Bilde, daß sie in ihrem Leide buchstäblich keine Augen mehr für dieses Mädchen hat.

Und jetzt nur einmal auch umgekehrt gefragt: Was empfindet in solchen Augenblicken ein Kind? Das Bild von LUDWIG DETTMANN zeigt es überaus sensibel und deutlich: Ein Kind, das seine Mutter hilflos weinen sieht, verschmilzt auf das engste mit dieser Frau, die es liebt und die doch sein Leben ist. Es empfindet Angst, Sorge und Fürsorge für diese von so unbegreiflichem Schmerz Gezeichnete. Wenn man ihr doch nur helfen könnte! Wenn man nur wüßte, was sie zu trösten vermöchte! Solange eine Mutter so fühlt, wie es auf diesem Bilde zu sehen ist, solange lagert das Leben eines Kindes an einem Abgrund ohne Geländer. Schon um sich selber zu retten, muß es versuchen, die Mutter zu retten; denn nur wenn diese zu leben vermöchte, dürfte auch das Kind sich wieder in Sicherheit fühlen. »Sei du doch nicht traurig«, scheinen denn auch Gestik und Mimik des Mädchens auf LUDWIG DETTMANN'S Bild zu besagen, »ich bin doch auch da, ich, deine Tochter. Denk doch an mich. Spüre, wie ich dich brauche. Du darfst dich nicht gehen lassen. Du darfst noch nicht fortgehen. Halte dich an mir fest, so wie ich mich an dir festhalte. Laß uns einander nie verlassen ...«

Das schlimmste am Leid seiner Mutter besteht für ein Kind wohl darin, daß ihr Schmerz sich in seiner Seele in das Gefühl einer vollkommenen Verlassenheit wandelt und daß dieses Gefühl wiederum zu einem um so drängenderen Bedürfnis wird, sich an der Mutter festzuhalten und damit die Mutter selber »festzuhalten«. Das Leid der Mutter wird für das Erleben eines Kindes, etymologisch ganz wörtlich, zum »*Elend*«, zum »Land in der Fremde«¹¹. Angesichts der Gefahr, von seiner Mutter getrennt zu werden, wird es lernen, für sie *Verant-*

11 | Vgl. F. KLUGE: Etymologisches Wörterbuch der Deutschen Sprache, Berlin 21975, 163: »elend« kommt von alt-hochdeutsch *eli-lenti* und besagt: »in fremdem Land, aus dem Frieden der angeborenen Rechtsgenossenschaft ausgewiesen, verbannt.«

wortung zu übernehmen; es wird sich bemühen, möglichst aufmerksam und hilfsbereit der Not der Mutter entgegenzukommen, – niemals mehr soll sie derart fassungslos weinen! Es wird sich und sie immer wieder ihrer beider unauflösbaren Zusammengehörigkeit versichern, und doch wird es selbst zögern, dieser seiner eigenen Versicherung Glauben zu schenken. Denn irgendwie wird es fühlen, daß es selbst mit dem besten Willen und selbst mit der äußersten Anstrengung der Not seiner Mutter nicht abhelfen kann. Im Gegenteil, je mehr es sich seiner Mutter als vermeintlich hilfreich in Erinnerung rufen möchte, desto mehr wird es spüren, wie sehr es seiner Mutter zur Last wird. Es ist wie auf diesem Bild: nicht einmal ungehemmt weinen darf eine solche Frau in der Gegenwart ihres Kindes; die *Angst* und der Schmerz, die sie mit ihrer Traurigkeit in seinem Erleben auslösen wird, gleichen der Wucht eines Erdbebens, dessen Verwüstungen sie in alle Zeiten nicht wiedergutmachen könnte. Gerade in den Stunden ihrer größten Not muß eine solche Frau daher *Rücksicht* auf ihr Kind nehmen, das sich an sie hängt, doch wird dadurch das Lastgewicht eines solchen Kindes nur immer unerträglicher.

Aber auch *das* darf eine Frau in solcher Lage sich im Grunde nicht zugeben, wofern sie das Bild einer »guten Mutter« vor sich selber bewahren will. In wie vielen Therapiegesprächen mit Frauen, denen die pure Not das Schicksal einer »*Hänsel-und-Gretel*«-Mutter auferlegte, ist nicht dies die immer wiederkehrende, die am meisten schmerzhafteste Selbstanklage, dem Kind keine »gute Mutter« gewesen zu sein. »Ich bin eben eine Rabenmutter«, klagte weinend eine solche Frau in Erinnerung an die Kindheit ihrer Tochter; sie sagte es so, wie wenn sie sich selber das Todesurteil spräche, – tonlos, verzweifelt, als eine Feststellung, die keinen Widerspruch duldet. Dabei hatte sie gar keine Wahl gehabt. Als ihre Tochter zur Welt kam, heulten die Alarmsirenen und verkündete der Heeresbericht der »Großdeutschen Wehrmacht« das Vordringen der Roten Armee, ihr Mann galt als vermißt; sie selber mußte versuchen, sich und ihre Familie mit Gelegenheitsarbeiten mühsam am Leben zu halten. Wie hätte sie unter solchen Umständen den Bedürfnissen ihrer Tochter gerecht werden können! Doch es war, als wenn das Gewissen dieser äußerst pflichtbewußten Frau keinerlei Entschuldigung oder Entlastung sich selbst gegenüber gelten lassen wollte. Sie fühlte sich ganz einfach schuldig dafür, daß sie so oft ihrer Tochter so vieles hatte schuldig bleiben müssen; sie hielt es sich vor, daß sie durch so viele Lebensumstände von der notwendigen Zuwendung zu ihrer Tochter abgehalten worden war; und

was am schlimmsten wog; sie mußte sich eingestehen, daß sie gerade unter dem Druck der Schuldgefühle, ihrer Tochter nicht *alles* haben geben zu können, nicht selten ärgerlich, ja, wütend und jähzornig gewesen war. Dann hätte sie das Mädchen verwünschen mögen, dann hatte sie Klage geführt, wie Gott sie nur mit einem solchen Kind habe strafen können, und hatte doch genau gewußt, daß dieses Kind sich alle Mühe gab, nur ja nichts »Böses« zu tun. »Meine Tochter war ein so liebes Kind, aber ich habe sie geschlagen, ich habe sie ausgeschimpft, ich habe sie manchmal richtig gehaßt und am liebsten weggewünscht« – so die Vorwürfe und Selbstanschuldigungen dieser Frau noch heute; »sie konnte doch gar nichts dazu«, fuhr sie fort; »ich wußte genau, daß ich ihr Unrecht tat, und doch machte ich immer weiter«.

»Und haben Sie schon einmal daran gedacht, wie sehr Sie sich selber damals Unrecht getan haben – und heute noch tun?« fragte ich sie.

»Wie?« Sie schien ganz erstaunt.

»Nun«, fuhr ich fort, »ich meine, daß Sie nach wie vor, damals und all die fünfzig Jahre danach, viel zu viel von sich verlangt haben und verlangen. Ihre Tochter hätte bestimmt eines Tages verstanden, wie beengt ihre Lebenssituation damals war. Was ihr allerdings zu verstehen nach wie vor schwerfallen wird, ist die scheinbare Pflicht, sich selber stets schlecht fühlen zu sollen, nur weil ihre Mutter sich dafür schlecht fühlt, daß sie von sich selber stets mehr verlangt, als sie unter den vorgefundenen Bedingungen wirklich geben kann. Offenbar befanden Sie sich schon damals in einem steten Teufelskreis von Überforderung und Abwehr.«

»Ja«, klagte sie, »ich habe meine Tochter richtig abgelehnt.«

»Und Sie haben sie zugleich über alles geliebt«, beharrte ich; »Sie hätten Ihre Tochter niemals ›abgelehnt‹, wie Sie sagen, wenn Sie sie nicht sehr geliebt hätten. Nur weil Sie es so gut meinten, konnten Sie manchmal wohl wirklich ›böse‹ werden.«

»Ja, es war so schwer, eine ruhige Einstellung zu finden.«

Dieses Wort sagte alles.

Es gehört zu der Mutter eines »*Hänsel und Gretel*«, daß sie ihr Kind so lieben möchte, wie sie glaubt, es lieben zu müssen, daß sie aber gerade deshalb sich nicht nach ihren wirklichen Gefühlen richtet, sondern ihre Empfindungen oft genug, in einer gewissermaßen »männlichen« Einstellung, dem Diktat ihres Pflichtgefühls unterwirft. In der Folge ergibt sich daraus eine ständige Doppelbödigkeit: man

darf nicht fühlen, was man fühlt, man darf nicht sagen, was man fühlt, ja, man muß schließlich *das genaue Gegenteil* von dem sagen, was man fühlt und tut, und umgekehrt, man muß das Gegenteil von dem tun, was man fühlt und sagt.

Der Zwiespalt von Außen und Innen oder: Der Zwang zum ständigen Lügen

Jeder, der die psychische Geschichte der Armut untersucht: ihre Umwandlung von äußerer Verweigerung in das Gefühl von Abgelehtheit, Schuld und Nicht-Berechtigkeit des Daseins, wird über kurz oder lang die zentrale Bedeutung der *Lüge* im einzelnen Verhalten bzw. der *Verlogenheit* in der Grundhaltung gegenüber sich selbst und allen Menschen entdecken. Schon die Natur ist voll von den listigsten Formen der *Mimikry*¹², den Gestalt gewordenen Irreführungen gegenüber einem möglichen Beutegreifer oder Beutetier im Kampf ums Überleben. Um wie viel mehr Spielraum besitzt da die Seele eines Menschen! Die wirkliche Tragik in dem GRIMMSchen Märchen von *Hänsel und Gretel* aber liegt nicht in den Finten und Tricks, welche die Not zum eigenen Vorteil gebietet, sie liegt in dem Zwang zur Lüge aufgrund der moralischen Unmöglichkeit, die Wahrheit zu sagen¹³!

Was denn soll eine Frau in der Situation der Mutter von »Hänsel« und »Gretel« anderes tun, als ihre Kinder einer Fürsorge zu versichern, die sie wohl leisten möchte, aber nicht länger zu leisten imstande ist? Nicht zur Tarnung des eigenen Egoismus – allein zur Kaschierung der tödlichen Härte der unüberwindlichen Not, in der sie sich befindet, »lügt« diese Frau. Und wie sollte sie es vermeiden? Sollte sie ihren Kindern etwa die »Wahrheit« sagen, die da lautet: »Liebe Kinder, ihr seid mir zu viel«? Sollte sie ihnen sagen: »Ihr eßt gerade das Brot auf, das wir selbst, eure Eltern, zum Überleben so dringend benötigen«? Sollte sie ihnen vortragen, was logischerweise unzweifelhaft »richtig« wäre: »Wir, eure Eltern, können als erwachsene Menschen sehr wohl leben ohne euch, immerhin gab es uns schon viele Jahre, ehe ihr geboren wurdet, – nicht aber könnt ihr

12 | Vgl. W. WICKLER: *Mimikry. Nachahmung und Täuschung in der Natur* (1968), Frankfurt (Fischer Tb. 6192) 1973.

13 | Vgl. E. DREWERMANN: Ein Plädoyer für die Lüge oder: Vom Unvermögen zur Wahrheit, in: *Psychoanalyse und Moralthologie*, 3. Bd.: *An den Grenzen des Lebens*, Mainz 1984, 199–236, bes. S. 232 ff.: Die Lügen der Barmherzigkeit.

leben ohne uns; also ist klar, wer von uns vieren, da es ums bloße Überleben geht, den Vorzug verdient«?

Es ist nicht denkbar, daß es auf Erden eine Mutter gibt, die im Vollbesitz noch ihrer geistigen Kräfte in solcher Weise zu ihren Kindern reden würde. Wenn es aber »Wahrheiten« und »richtige« Gedanken gibt, die man durchaus nicht sagen kann, ohne alles zu zerstören, was einem heilig ist, wie soll man dann anders sich verhalten, als zu sagen, was zwar nicht mit der »Wirklichkeit« übereinstimmt, wohl aber mit dem inneren Fühlen und Wünschen? Die Frau, die wir in dem GRIMM-schen Märchen vor uns sehen, *liebt* ihre Kinder, so viel steht fest; und es ist ihre Liebe, die sich unter dem Druck einer verzweifelten Armut zur Lüge verformt. Es ist der Widerspruch zwischen »Mann« und »Frau«, zwischen »Vater« und »Mutter« in der Geschichte von *Hänsel und Gretel*, es ist der Kontrast von Zuneigung und Abneigung unter der Last des Elends, der sich nach außen hin in der Sprache einer Liebe mitteilt, die innerlich längst schon nicht mehr erfüllt noch erfüllt werden kann.

Man ist gewohnt, in der Lüge ein Phänomen der Unaufrichtigkeit und der Feigheit zu sehen, und gewiß ist es richtig, daß Menschen lügen, die *Angst* haben; die Lüge sei eine intelligente Form der Gewalt, meinte ARTHUR SCHOPENHAUER, und er hielt sie moralisch deshalb für ebenso legitim oder illegitim wie den Gewaltgebrauch selbst¹⁴; eine Mutter von Kindern wie »Hänsel« und »Gretel« aber »lügt« aus Verantwortungsgefühl, Mitleid und Verbundenheit, und ihre »Lüge« spricht ihre eigentliche Wahrheit unendlich viel klarer aus, als es »die Wahrheit und nichts als die Wahrheit« im Sinne eines »Gerichtsverhörs« jemals zu tun vermöchte. Wie oft ist das, was wir »Lüge« nennen, nichts weiter als die Äußerung des *Wunsches*, doch wenigstens so zu sein, wie wir (nicht mehr!) sein können!

»Ich will ein Feuer anmachen, damit ihr nicht friert«, sagt diese Frau zu »Hänsel« und »Gretel«, und tatsächlich, so tut sie; ihre Kinder sollen es warm haben, zumindest jetzt noch, ein letztes Mal! Sie gibt ihnen von ihrem letzten Brot; ihre Kinder sollen nicht hungern, zumindest nicht vor ihrem *Verhungern*! »Nun ruht euch aus«, sagt sie, und so meint sie es auch; ihre Kinder sollen ganz ruhig und beruhigt sein, – ehe sie vor Angst in dem »Walde« vergehn. Die einzige

14 | A. SCHOPENHAUER: Preisschrift über die Grundlage der Moral, *nicht* gekrönt von der Königlich Dänischen Societät der Wissenschaften zu Kopenhagen, am 30. Jan. 1840, in: Sämtliche Werke in 7 Bänden; hrsg. von A. Hübscher, Bd. 4: Schriften zur Naturphilosophie und Ethik, Wiesbaden ³1972, 103–275, bes. S. 222–226.

»Lüge«, die diese Frau spricht und die all ihre vorangegangenen Worte entwertet, besteht in einem Versprechen, von dem *wir* wohl glauben dürfen, daß sie es nur allzu gern hielte, von dem *sie* aber weiß, daß sie es nicht zu halten vermag: sie werde wiederkommen, um die Kinder heimzuholen.

Und einmal so begonnen, geht es jetzt weiter: Als am Morgen einer langen Nacht zu ihrer Überraschung die Kinder dann doch noch zurückkehren, gelingt dieser »Lügnerin« aus gutem Willen ein wahres Meisterstück des Betrugs, eine gleich *vierfache* Verformung ihrer eigentlichen Empfindungen:

Das *erste* Gefühl einer Mutter, die ihre Kinder endlich aus dem Walde zurückkommen sieht, wird normalerweise Freude und Dankbarkeit sein, doch eben: diese »Normalität« existiert nicht mehr, seitdem die Not ihr Szepter über das Elternhaus von »Hänsel« und »Gretel« geschwungen hat; und sogleich kommt es deshalb zu einer *zweiten* Gefühlsverschiebung: statt, wie sie in jedem anderen Falle wohl täte, besorgt und unruhig auf ihre Kinder zu warten, hat diese Frau sich in der Zwischenzeit verzweifelt an den Gedanken zu gewöhnen versucht, daß sie auf ihre Kinder durchaus nicht mehr zu warten braucht, ja, auf sie schon gar nicht mehr warten *darf!* Und da, »unerwartet« im äußersten Sinne des Wortes, stehen die Kinder vor ihr! Das entsprechende Gefühl *jetzt* wäre Ärger und Zorn: Die so lästigen Kinder melden sich wieder zur Stelle! Der ganze Plan mit all den »tapfer« verdrängten Schuldgefühlen ist erkennbar mißlungen! Statt die Kinder endlich loszuwerden, stehen sie wieder da mit ihren offenen Mäulern und frierenden Händen und betteln wieder um genau die Zuwendung, zu der eigentlich gar keine Kraft mehr besteht! Man könnte sie windelweich schlagen vor Wut, man könnte sie erwürgen vor Empörung. So auf dieser zweiten Schicht der Empfindungen. Was aber tut diese Frau? Sie verstellt zum *dritten* Mal ihre Gefühle, indem sie so spricht, wie sie als »gute Mutter« sprechen müßte und sprechen möchte: – wie ungeduldig sie doch schon auf die Rückkehr der Kinder gewartet hat! Nur kommt der Ärger auf die heimkehrenden Kinder dann doch noch zum Ausdruck: »Ihr bösen Kinder«, fährt sie »Hänsel« und »Gretel« an, aber sie fährt nicht fort, wie es eigentlich fortgehen müßte: »Ihr seid böse, weil ihr wiedergekommen seid, denn ihr zeigt mir, wie böse ich bin und war, daß ich euch habe loswerden wollen; – begreift doch endlich: ich möchte euch gut sein, aber ich kann es nicht, ich *kann* es nicht...« Statt dessen verschiebt sie – zum *vierten* – den Grund ihres Vorwurfs ins Gegenteil: nicht daß die Kin-

der überhaupt wiedergekommen sind, macht sie so ärgerlich über die »Bösen«, sondern daß sie so »spät« erst gekommen sind und damit den guten Eltern solche Sorgen und Todesängste bereitet haben! Es ist wie eine Erinnerung an gerade die Gefühle, die »normalerweise« tatsächlich in ihr auch vorgeherrscht hätten; doch wie weit ist die Kluft, die nach diesen vier Verformungen die Mutter eines »Hänsel« und einer »Gretel« von ihrem ursprünglichen Empfinden trennt! Wenn man wissen will, was Armut und Not aus Menschen und mit Menschen machen, – hier ist die Antwort: sie verstellen ihnen den Zugang zu den Menschen, die sie lieben, und sie verstellen ihnen damit den Zugang auch zu sich selbst; sie machen aus Menschen Wesen, die bis in das Innerste ihrer Gefühle hinein sich selber fremd geworden sind.

Paradoxerweise tritt diese Entfremdung der Gefühle bei einem Menschen von der Art der Mutter »Hänsels« und »Gretels« indessen nicht als eine einfache Ausgeliefertheit an sich selbst in Erscheinung, sondern weit eher als eine besondere Form der Selbstbeherrschung und der Selbstkontrolle. Es wirkt kaum glaubhaft, wie rasch diese Frau in dem GRIMMSchen Märchen bei der Rückkehr der Kinder ihre Gefühle wieder im Zaum hat. Es ärgert und quält sie, ihre Kinder wiederzusehen; doch ohne auch nur einen Augenblick lang zu zögern, erklärt sie vorwurfsvoll ihre Sorge, mit der sie schon voller Ungeduld den Kindern entgegengefiebert habe. Kein Zweifel, eine Frau, die so prompt sich verstellen kann, muß mit ihren Gefühlen umgehen können wie ein Zirkusdompteur mit einer Gruppe dressierter Löwen. Sie hat es gelernt, sich zu disziplinieren: ihrer Nahrungsaufnahme entsprechend die Vorräte zu rationieren, ihre Verhaltensweisen entsprechend den Umständen zu kalkulieren, ihre Worte entsprechend der jeweiligen Zielsetzung zu instrumentalisieren. Man versteht: Nicht was sie möchte, – was sie *muß*, ist der Maßstab im Leben einer solchen Frau. Gerade weil sie unter dem Zwang der Armut sich selber fremd geworden ist, steht sie von ihren ursprünglichen Gefühlen so weit entfernt da wie ein General auf dem Feldherrnhügel von seiner kämpfenden Truppe. Wie nichts anderes auf der Welt hat die Not es vermocht, den *Willen* dieser Frau dem Gebot der »Notwendigkeit« zu unterwerfen und ihn wie eine Waffe zu stählen. Einer solchen Frau geschieht nichts Unbedachtes, – dessen kann sie sicher sein.

Wie aber kann *ein Kind* mit einer Mutter leben, die derart perfekt sich zu verstellen vermag? Was eine Mutter von »Hänsel« und »Gretel« unter allen Umständen erreichen möchte, ist letztlich die Ruhe und Zufriedenheit ihrer Kinder, doch indem sie Liebe lügen muß, wo

sie nicht sein kann, erreicht sie statt einer auch nur momentanen Ruhe eine ständige Beunruhigung und statt der erhofften Zufriedenheit eine stets sprungbereite Wachsamkeit. Die Kinder, die am Feuer einer solchen Frau einschlafen sollen, werden in Wirklichkeit stets auf dem *qui vive* sein, durchtränkt mit dem Gefühl einer ständigen Kälte.

Wie eigentümlich »Hänsel« und »Gretel« im Schatten ihrer Mutter sich fühlen müssen, zeigt sich wohl am deutlichsten an der Art, wie sie auf deren Vorwurf reagieren, nicht rechtzeitig nach Hause gekommen zu sein. Jedes »normale« Kind in vergleichbarer Lage würde seine Mutter selber zur Rede stellen und sie empört fragen, wie sie sich über die verzögerte Heimkehr erregen könne, wo sie selbst es doch sei, die ihr eigenes Versprechen nicht eingehalten habe. Ist es nicht wahr: *sie* hat die Kinder einfach am Feuer sitzen lassen! *Die Kinder* haben gewartet und gewartet und sich schließlich allein durch den Wald tasten müssen; *die Kinder* haben tausend Todesängste durchlitten, und es kann wohl nicht noch obendrein für ihre Schuld gelten, wenn sie durch die Pflichtvergessenheit ihrer Mutter nicht rechtzeitig nach Hause kommen konnten. Es stellt die Situation vollkommen auf den Kopf, wenn, statt sich zu entschuldigen und um Verständnis zu bitten, diese Frau ihre Kinder mit zornigen Worten wegen ihrer Verspätung zurückweist. Doch wir wissen bereits, warum: Sie kann ihren Kindern die wirkliche Lage durchaus nicht verständlich machen. Das Erstaunlichste aber ergibt sich jetzt: die Kinder selber wissen ja längst schon, daß ihre Mutter ihnen die Wahrheit nicht sagt, und sie kennen zugleich auch den Grund dafür. Längst schon verstehen sie beides: die Not ihrer Mutter und ihre Notlüge, mit der sie versucht, die notwendige Grausamkeit ihres Verhaltens ins Menschlich-Milde umzudichten. Unablässig stehen sie vor der Aufgabe, eine Mutter zu verstehen, die ihnen eben dieses Verständnis nicht zutraut; und wenn sie ihr schon nicht dabei helfen können, die Wirklichkeit erträglicher zu gestalten, so können und müssen sie doch daran mitwirken, das Spiel der erleichternden Lügen als Hauptakteure mitzutragen. Sie dürfen sich um keinen Preis anmerken lassen, daß sie längst alles bemerkt haben; sie müssen ihre besten Einsichten verstecken; sie müssen schweigen, wo es *ihnen* zustünde, lauthals sich zu wehren, und sie müssen durch ihr *stummes* Verhalten die Mutter in dem Glauben wiegen, sie glaubten ihren Lügen, denn sie begreifen sogar die tiefere Wahrheit all dieser Unwahrheiten: die Mutter möchte schon anders, sie kann nur nicht mehr ...

Schwerlich ist eine erschütterndere Szene in der »Phantasie«, das

heißt: in der psychischen Wirklichkeit eines Kindes vorstellbar als jene »Nacht«, in der »Hänsel« und »Gretel« das »Gespräch« ihrer Eltern erlauschen: »Wie können wir unsere armen Kinder ernähren?« fragt die Mutter den Vater, und die Antwort liegt schon in der Frage: »überhaupt nicht – wir haben selber nichts mehr!« Und die Folgerung: »Wir wollen die Kinder hinaus in den Wald führen, wo er am dicksten ist ... und lassen sie allein. Sie finden den Weg nicht wieder nach Haus, und wir sind sie los.«

Man kann diese »nächtliche« Entdeckung natürlich ganz wörtlich nehmen: da hätten die Kinder etwas mitbekommen, das sie nicht hätten erfahren sollen, – aus der Sicht der Eltern ein unglücklicher Zufall, der bei etwas Vorsicht an sich leicht hätte vermieden werden können. Doch begreift man die tragische Dramaturgie des Märchens von *Hänsel und Gretel* erst wirklich, wenn man das »Gespräch« zwischen Vater und Mutter bei »Nacht« als die Zerrissenheit und Widersprüchlichkeit deutet, die den Kindern *unbewußt* (oder halb-bewußt) als die untergründige Wahrheit in dem Verhältnis ihrer Eltern spürbar wird. Was sie da »nachts« zu »hören« bekommen, ist lediglich die Seite der Wirklichkeit, die ihnen gegenüber »am Tage« verschwiegen wird¹⁵; und diese Wirklichkeit lautet: »daß ihr mit eurem Dasein nicht

15 | U. ESCHENBACH: *Hänsel und Gretel. Das geheime Wissen der Kinder*, Zürich 1986, S. 37–42, schildert zu Recht den Aspekt der »Rabeneltern« in dem GRIMM-schen Märchen und betont an anderer Stelle (S. 35) auch wohl »die Realität der Armen, die sich hier nackt und ohne jede soziale Verschönerung darstellt«, doch führt sie diesen Ansatz nicht konsequent fort, sondern zersplittert ihn in ein Vielerlei nebeneinander gesetzter, unverbundener Einzelaspekte. B. BETTELHEIM: *Kinder brauchen Märchen* (1975), aus dem Amerik. V. L. Mickel – B. Weitbrecht, Stuttgart 1977, S. 151, meint: »Ein kleines Kind, das in dunkler Nacht hungrig aufwacht, hat schreckliche Angst, verschmäht und im Stich gelassen zu werden, was es als Angst zu verhungern erlebt.« Das mag sein; doch »normale« Kinder laufen dann zu den Eltern und bitten sie um Nahrung oder gehen, wenn alt genug, selber in die Küche. Zudem schildert das Märchen nicht, wie die Kinder vor Hunger nachts aufwachen, sondern wie sie *des Nachts* das Gespräch der Eltern belauschen. Für B. BETTELHEIM ist das, was sie da zu hören bekommen, eine »Projektion« »kindlicher Angstphantasien«; doch die BRÜDER GRIMM erzählen von einer Angst, die den Kindern erst wird auf Grund der Ausweglosigkeit, in welcher die Eltern sich befinden. B. BETTELHEIM sieht das im Grunde selber: Das Märchen »fängt realistisch an«, schreibt er und erkennt: »Armut und Not machen den Menschen nicht besser, sondern eher egoistischer« (S. 151); doch dann gibt er diese seine Einsicht an das »Dogma« ab: »Das Märchen drückt in Worten und Handlungen aus, was sich im Kopf von Kindern abspielt.« Das tut es gewiß, doch was sich da abspielt, ist nicht ohne Bezug zur »Wirklichkeit«! Dieser Unterschied der Betrachtungsweise ist auch psychotherapeutisch entscheidend: Wer, wie BETTELHEIM, Kinder behandelt, die er in einer »geordneten« Umgebung glaubt, wird natürlich geneigt sein, alle Hungerphantasien eines

nur quälend und lästig, nicht nur überzählig und unnützlich, nicht nur unerwünscht und hinderlich, sondern geradewegs lebensgefährlich und ruinös für das Leben eurer Eltern geworden seid.« Kinder, die eine derartige Botschaft erhalten, müssen nicht erst in den »Wald« gebracht werden, damit sie nicht mehr nach »Hause« finden; solche Kinder wissen endgültig nicht mehr, wohin. Ihr Zuhause ist kein Zuhause mehr; sie möchten sie wiederfinden, die Heimat, die es mal gab; aber wie? »Nacht« für »Nacht« geht das jetzt so: die Angst und das Grübeln, ein Horchen auf Signale, die sich in ihrer schlimmsten Bedeutung nur immer mehr verstärken. Von *zwei* solcher Nächte berichtet das Märchen; doch was es meint, zieht sich lang hin und geht sehr tief; es ist die Weichenstellung für ein ganzes Leben.

Will man ein Kind, einen *Jungen* sich denken, für den das *Hänsel-und-Gretel*-Porträt Gültigkeit hat, so muß man vor diesem Hintergrund sich einen Charakter vorstellen, der nach außen hin von einer eigenartigen Sprödigkeit, ja, Verslossenheit ist. Nicht als wenn ein solches Kind für sprachgehemmt oder einsilbig gehalten werden müßte, es wird sich »nur« sehr schwertun, seine eigenen Gefühle anderen mitzuteilen; es wird in allen Fällen, in denen es um seiner selbst willen andere konfrontieren oder korrigieren müßte, dem drohenden Konflikt durch Schweigen sich entziehen. Das fälschlich freundliche Reden der Mutter führt bei einem solchen Kind zu einem fälschlich freundlichen Verstummen. Die Mutter darf die Wahrheit nicht sagen,

Kindes als »rein subjektiv« zu verstehen; vielleicht aber muß man auch dem Kinde schon glauben, daß es an seelischer oder materieller *Untererernährung*, das heißt vor allem an den Gefühlsambivalenzen der Eltern leidet. Und vollends ist klar, daß man einem Mann, einer Frau, die zum Beispiel durch die Hungerjahre der Nachkriegszeit in Deutschland als Kinder zutiefst geprägt wurden, den »Realismus der Armut« mit all seinen psychischen Folgen nicht als »nur vorgestellt« ausreden kann. »Armut« der Eltern aber – das kann so viele Gründe haben, und sie alle sind »passend« zum Verständnis der Ausgangslage des GRIMMSCHEN Märchens: der Vater wird plötzlich arbeitslos – drei Millionen Menschen in der reichen Bundesrepublik sind im Jahre 2014 davon betroffen –, oder der Familienbetrieb, eine Bäckerei oder Modeboutique, geht in Konkurs, oder der Arbeitsaufwand für den Familienbetrieb: eine kleine Pension, eine Gaststätte, eine Möbelschreinerei, ist so groß, daß für die Kinder weder genügend Zeit noch Energie bleibt, oder die Mutter, der Vater erkrankt psychosomatisch an den chronischen Überforderungen, und die Krankenkasse verweigert die Kostenübernahme für die ebenso notwendige wie aufwendige Weiterbehandlung, oder ...! R. GEIGER: Märchenkunde. Mensch und Schicksal im Spiegel der Grimmschen Märchen, Stuttgart 1982, 263–282, S. 263, erleichtert sich die Problemstellung des Märchens allzu sehr, wenn er schreibt: »Wie könnte sich die Geschichte entwickeln, wenn die Frau nicht so wäre, wie sie ist? ... die Kinder könnten daheim bleiben.« Gerade nicht!

die sie weiß, der Junge aber darf nicht sagen, daß er die Wahrheit weiß; die eine redet, um zu verschweigen, der andere verschweigt, um zu reden; und beide Verhaltensweisen entsprechen einander wie ein Abdruck, der nach einem seitenverkehrt aufgenommenen Muster sein seitenverkehrtes Spiegelbild erzeugt, mit dem Effekt, daß die verdoppelte Lüge sich auf eine erstaunliche Weise schon wieder der Wahrheit annähert und einen Menschen hervorbringt, der zeit seines Lebens wissen wird, daß er ein Höchstmaß an Unaufrichtigkeit nur überleben kann, wenn er zumindest im Umgang mit sich selbst so illusionslos und ehrlich, wie irgend möglich, Bilanz zieht. Eines ist es, daß Menschen, oft genug aus den besten Motiven heraus, glauben, die Unwahrheit sagen zu müssen; doch ein ganz anderes ist es, die Fälschung mit dem Original zu verwechseln. Wenn man die Wahrheit schon nicht sagen darf, so ist es doch um so wichtiger, sie zu kennen und sich bewußt zu halten.

Zum Verständnis eines Menschen, der aus einer »Hänsel-und-Gretel«-Biographie hervorgeht, ist eine solche »Verdoppelung« der Realität in Hintergrund und Vordergrund, in Innen und Außen, in Gemeintem und Gesagtem als etwas Selbstverständliches vorauszusetzen; sie ist seine Grunderfahrung, mit ihr umzugehen seine Lebensbedingung. Doch prägt diese Zweideutigkeit der menschlichen Wirklichkeit zugleich auch die Art des Umgangs mit anderen Menschen. Woran soll man sich halten, woran sich orientieren, wenn man in einer Welt lebt, in der, wie im Partisanenkrieg auf feindlichem Boden, es niemals sicher ist, ob ein Richtungsanzeiger noch auf den Ort weist, der auf ihm bezeichnet steht, oder ob er nicht längst schon zur absichtlichen Irreführung auf die genau entgegengesetzte beziehungsweise auf irgendeine ganz beliebige Gegend ausgerichtet wurde?

Wer in einer »Hänsel-und-Gretel«-Welt aufwachsen muß, hat eigentlich nur zwei Möglichkeiten: *entweder* er kommt darin um – er wird in diesem Irrgarten von Widersprüchen, Gefühlsbrechungen, Ängsten und Leiden irgendwann selbst irre, er hört auf, diese Welt noch verstehen zu wollen, und übernimmt ihre Lügen als eigene Wahrheiten, die er fortan zäh und erfolgreich gegen sich selbst und alle anderen verteidigen wird, *oder* aber er schult seine Intelligenz darin, die eigentliche Wahrheit hinter den Äußerungen der anderen allererst von Fall zu Fall herauszufinden, er macht aus dem Leben eine Art archäologischen Puzzles, er läßt sich auf andere Menschen überhaupt erst ein, wenn sein geistiges Kontrollsystem ihre »Unbedenklichkeit« festgestellt hat. Es ist klar, daß nur der letztere Weg wirklich

weiterführt, und er ist es denn auch, von dem das Märchen von *Hänsel und Gretel* erzählt; zu der Gestalt seines »Hänsels« gehört wesentlich das Motiv der Lebenssicherung, ja, Lebensrettung durch überragende Wachsamkeit, Hellsichtigkeit und Intelligenz.

Schon CHARLES PERRAULT schilderte seinen *Däumling* als ein ausgesprochen piffiges Kerlchen, das seine körperlich weit überlegenen Geschwister aus schier schrecklichen Gefahren, in denen sie längst schon jammernd und wehklagend zu verzagen drohten, durch die furchtlose Klarheit seiner Wahrnehmung und die Kühnheit seiner Gedanken zu retten verstand. Auch das GRIMMSche »Hänsel« hat etwas von dieser Art, nur wird uns jetzt ein Stück weit der Grund dafür deutlich, sehen wir doch, daß die gesamte Beziehung eines »Hänsels« zu seinen Mitmenschen wesentlich über den Intellekt geführt wird. So wie eines Hänsels Mutter gerade die stärksten ihrer Gefühle vom Verstand her zu steuern weiß, so spürt auch das Kind, das an ihrer Seite heranwächst, sehr bald schon die Pflicht zu einer vollständigen Beherrschung aller Gefühlsregungen.

»Ich durfte doch nie sagen, was ich dachte.« Mit diesen Worten erklärte eine Frau vor einiger Zeit ihre enorme Schwierigkeit, gerade in Krisensituationen, wenn es eigentlich besonders wichtig war, sich anderen Menschen mitzuteilen. »Meine Mutter hat für mich wirklich alles getan, was sie konnte, – das glaube ich schon«, fuhr sie fort; »aber sie machte mir solche Schuldgefühle! Sie war selber fix und fertig. Hätte sie doch nur einmal gesagt, wie ich ihr hätte helfen können! Statt dessen stand ich in der Küche herum und überlegte und überlegte, was ich denn tun könnte, was sie wohl wünschen würde. Doch wenn ich dann etwas in die Hand nahm, war es bestimmt verkehrt. Sie konnte so furchtbar schimpfen. Wenn sie richtig loslegte, war alles falsch, was ich machte, und es kam dann wirklich vor, daß ich eine Tasse fallen ließ oder beim Einkaufen etwas anderes mitbrachte, als ich sollte – vor lauter Angst schon!«

»Sie fühlten sich im Ganzen zurückgewiesen, und um so mehr versuchten Sie, hilfreich zu sein, und wenn auch das noch mißlang ...«

Sie fing, als ich das sagte, zu weinen an, starr, ohne das Gesicht zu bewegen, und schaute mich dabei unverwandt an, wie wenn sie herausfinden wollte, ob auch ich jetzt ärgerlich über sie sein werde. »Wissen Sie, es war unmöglich, mit ihr zu reden. Wenn ich den Mund aufgemacht hätte, wäre alles nur noch viel schlimmer geworden, jedenfalls glaubte ich das.«

»Sie haben es nie probiert, nie probieren *dürfen*?«

»Nein, wie denn? Ich wurde ganz leise. Es war doch alles verkehrt. Sie um Erklärungen zu bitten, hätte sie nur noch mehr in Harnisch gebracht; sie in Frage zu stellen, hätte sie lediglich gezwungen, ihren Standpunkt noch gebieterischer geltend zu machen; – und Widerworte – daran war schon gar nicht zu denken. Mutter kannte nur eine Art der Problemlösung: das war die Alleinverantwortung. Aber mir vermittelte sie ständig das Schuldgefühl, daß es ihr so schlecht ging, weil es mich auch noch gab.«

Was diese Frau da mit wenigen Worten sagte, stellt nicht nur einen eindrücklichen Kommentar zu dem »Verstummen« eines »Hänsels« und einer »Gretel« in der Welt ihrer Mutter dar, es stellt auch die außerordentliche Intelligenzleistung heraus, die erforderlich ist, um unter den gegebenen Bedingungen geistig nicht zugrunde zu gehen. Nichts jedenfalls könnte falscher sein, als die seelische Stärke und die intellektuellen Fähigkeiten eines Menschen von »Hänsel-und-Gretel«-Art für gering zu bewerten, nur weil ihm vielleicht die Worte so rasch nicht vom Schnürchen gehen; im Gegenteil, hört man einer Frau wie der gerade geschilderten zu oder einem Mann in vergleichbarer Lage, so wird man bald merken, daß man einen jeden ihrer Sätze in Gewicht und Umfang gewissermaßen mit dem Faktor zwanzig multiplizieren müssen, um einigermaßen zu verstehen, nicht was sie sagen *möchten*, sondern was sie soeben tatsächlich gesagt haben. Alles ist da kompakt, wie in sich zusammengedrückt, dafür aber bindend, gültig und wahr, – Graphitstaub, der zu Diamanten wurde. Es muß noch nicht in jedem Falle so stimmen, wie es gesagt wird, doch befindet es sich ganz gewiß auf dem Wege dahin; es ist Teil eines ehrlichen Suchens, so viel ist sicher.

Ein Problem allerdings bleibt für die »Hänsel-und-Gretel«-Menschen bestehen, das sich selbst mit den Mitteln von Intelligenz, Wachsamkeit und Ehrlichkeit alleine kaum lösen läßt. Wir wissen schon um den *Zwang*, mit dem die Lebensnot eine Mutter von »Hänsel« und »Gretel« dahin bringt, ihren Kindern zu sagen: »Ich ärgere mich, daß ihr so spät kommt«, wenn sie eigentlich sagen möchte: »Es bringt mich um, daß ihr trotz allem noch wiederkommt.« Wer immer wieder in Kindertagen das »Ich liebe dich doch« hat hören müssen als ein verstecktes: »Ich wünsche dich fort«, wird es merkwürdigerweise eines Tages dahin bringen, daß er mit einer Sprache offener Ablehnung und Zurückweisung vergleichbar besser leben kann als mit offen ausgesprochenen Liebes- und Sympathieerklärungen. Solche beginnt er vielmehr zu meiden oder geradewegs zu fürchten. »Es hat

ja doch nie gestimmt.« Das war die Erfahrung, die sich im Umgang mit der eigenen Mutter am tiefsten eingepägt hat, und was läge jetzt näher, als diese Erfahrung fortan im Umgang mit *allen* Menschen bestätigt zu finden? Menschen von »Hänsel-und-Gretel«-Art werden es förmlich darauf anlegen, die offen geäußerte Zuneigung eines anderen Menschen, so erwünscht sie im übrigen auch sein mag, nicht nur mit einer gewissen skeptischen Reserviertheit aufzunehmen, sondern unbewußt das genaue Gegenteil zu unterstellen, nur um dann solange zu forschen, zu horchen und zu prüfen, bis die alten »Verdachtsmomente« sich doch wieder bestätigen. Ohne es selber zu merken, setzt sich auf diese Weise die alte Verdoppelung der Wirklichkeit aus Kindertagen, das Denken und Fühlen auf zwei Ebenen, fort; freilich arrangiert es sich jetzt selber und formt seinerseits sogar eine an sich womöglich tragfähige und glückliche Beziehung ins Schwererträgliche und neuerlich Quälende. Selbst Menschen von großer Einfühlsamkeit und gedanklicher Klarheit wird es dabei kaum möglich sein, die Tatsache dieser Verfestigung kindlicher Ausgangserfahrungen noch im Erwachsenenleben auch nur zu entdecken, geschweige denn zu durchschauen und durchzuarbeiten.

Subjektiv wird vielmehr die angstverzerrte Wahrnehmung zunächst für die Wirklichkeit genommen werden, und, was jetzt äußerst erschwerend hinzukommt: es gibt kein wirkliches Nachfragen! Irgendein belangloser Satz, eine leichtfertig hingeworfene Bemerkung kann im Felde der Angst sehr leicht für Menschen dieser Art eine Bedeutung annehmen, die den alten Negativerwartungen neue Nahrung gibt. Objektiv handelt es sich vielleicht um ein klar erkennbares Mißverständnis; doch allein schon den anderen mit der Verdächtigung zu konfrontieren, er habe all die Zeit über mit seinen charmanten Artigkeiten und galanten Aufmerksamkeiten womöglich die Unwahrheit gesagt – dieser eine Satz, diese eine Äußerung beweiße es ja! –, muß als vollkommen unmöglich erscheinen. Es liefe ja unmittelbar auf einen Konflikt hinaus, – zwei ganz verschiedene Wahrnehmungen prallten da aufeinander, und der eine müßte sich rechtfertigen vor dem anderen! Mit anderen Worten: es würde genau *die* Situation wieder heraufführen, die zu *vermeiden* gegenüber der Mutter in Kindertagen für eine der wichtigsten Überlebensregeln zu gelten hatte. Die alte Taktik aber: Konfliktvermeidung durch Schweigen und Rückzug, läßt die verdoppelte Wirklichkeit unverändert bestehen; sie korrigiert nicht die Angst, sie verewigt sie als eine nur allzu begründete Tatsache. Wie ist es möglich, unter solchen Voraussetzungen Kontakte zu schließen,

die *mehr* sind als ein bloßes Spiel von Gefälligkeiten an der Außen-
seite der Existenz? Diese Frage wird das ganze Leben der »*Hänsel-
und-Gretel*«-Menschen durchziehen. Denn auch diese Regel ist gültig:
Ein Mensch, der in Kindertagen keine wirkliche Heimat zu finden
vermochte, der wird in Ewigkeit nach ihr auf die Suche gehen.

»Ich weiß noch, wie es war, als ich zehn Jahre alt wurde«, schil-
derte ein Mann ein entsprechendes Gefühl in seiner Jugend. »Mutter
erklärte damals, ich müsse in das Internat, das von Patres geleitet
wurde; die würden auf die Schularbeiten aufpassen, was sie ja nicht
könne... Ich war immer ein guter Schüler; sie mußte gar nicht aufpas-
sen; sie wollte mich einfach loswerden, aber das konnte sie mir nicht
sagen, und ich durfte es ihr nicht sagen. Außerdem hatte sie kein
Geld, mich auf ein öffentliches Gymnasium zu schicken. Ich mußte es
für ihre Liebe halten und ihr dankbar sein, daß ich in dem Gefängnis
der Patres wie ein jugendlicher Krimineller gehalten wurde. Ich hatte
solches Heimweh! Es waren doch nur zehn Minuten zu Fuß nach
Hause!«

Zugleich versorgt und verstoßen oder: Von Heimatsuche und Fremde

Beim ersten (Wieder-)Hören des Märchens von *Hänsel und Gretel*
wird man sich sicherlich wundern, wie beharrlich hier das »Hänsel«
versucht, den »nächtlichen« Weg »nach Hause« zurückzufinden. Der
Junge hat selbst gehört, daß und warum die Mutter ihre Kinder los-
werden will, er weiß zugleich, daß er den Liebesbezeugungen und
Liebesbeteuerungen der Mutter keinerlei Glauben schenken kann, er
versteht zudem, daß er die Mutter in der besagten Weise um keinen
Preis auf ihre Widersprüchlichkeit ansprechen darf, und er weiß na-
türlich auch, daß er über keinerlei Möglichkeit verfügt, an der beste-
henden Misere auch nur das geringste zu ändern. *Wegzugehen*, sollte
man meinen, *freiwillig* sich aus dem Staube zu machen, böte den ein-
zigen Ausweg in solcher Lage. Ganz anders hingegen verhalten sich
»Hänsel« und »Gretel« – und müssen es tun. Kein Kind, das sich in
ihrer beider Namen beschrieben findet, wird von seiner Mutter aus
eigenem Entschluß fortgehen, es wird vielmehr immer wieder an den
Ort seiner Zurückweisung zurückkehren. Warum?

Es kommt uns zur Antwort dieser Frage jetzt sehr zustatten, daß
wir von Anfang an das allzu flüchtig wirkende Bild der Mutter in der

Erzählung der BRÜDER GRIMM in seinen immerhin deutlich genug markierten Widersprüchen und Brechungen herauszuarbeiten versucht haben. Wäre die Mutter von »Hänsel« und »Gretel« *nur* jene arglistige, gefühlskalte, abweisende Person, als die sie uns unter dem Zwang der Armut in der GRIMMSchen Fassung gezeigt wird, so wäre das Verlangen der Kinder nach Rückkehr zu ihrem Elternhaus tatsächlich unbegreifbar; so aber dürfen wir davon ausgehen, daß Kinder mit einem »Hänsel-und-Gretel«-Schicksal sehr wohl die *Wahrheit* in der Lüge ihrer Mutter begreifen: *Eigentlich* hat sie ihre Kinder *doch* lieb! *Wenn* nur die Umstände anders wären! *Wenn* sie nur könnte, wie sie wollte! und dieses »wenn«, dieses »eigentlich«, dieses Nichts an Realität neben einem Alles an Hoffnung, erzeugt ein Vakuum von ungeheurer Energie. Die Geschichte von *Hänsel und Gretel* könnte im folgenden sich durchaus nicht in der geschilderten Weise aufführen, gäbe es nicht, deutlich spürbar, im Erleben der Kinder auch die Seite der *im Grunde* guten Mutter: Sie bleibt hinter allen Verstellungen doch der geheime Inhalt aller wünschbaren Vorstellungen; sie verführt in ihrer Widersprüchlichkeit, man kann es nicht anders sagen, ein Kind von »Hänsel-und-Gretel«-Art geradewegs zu einer *suchtähnlichen Realitätsverleugnung*¹⁶.

Die überwiegende Mehrzahl der Interpretationen des Märchens von *Hänsel und Gretel* beharrt darauf, daß der Gang der Kinder in den »Wald« nichts weiter bedeute als die übliche Ablösung von der Mutter, zugegeben, unter gewissen dramatischen Bedingungen, doch »an sich« nicht ungewöhnlich¹⁷; in der Sicht solcher Auslegungen ist

16 | Den *Sucht*-Charakter der Sehnsucht nach Hause bereits hier schon zu betonen, ist für das Verständnis alles weiteren unerlässlich. Zur Psychologie der Sucht vgl. E. DREWERMANN: Suchtstrukturen, Süchte – und ihre fast unmögliche Behandlung, in: Psychoanalyse und Moraltheologie, 3. Bd.: An den Grenzen des Lebens, Mainz 1984, 85–97. L. SZONDI: Triebpathologie, 1. Bd.: Elemente der exakten Triebpsychologie und Triebpsychiatrie, Berlin 1952, S. 415, meinte richtig, die Sucht sei »eine permanente Prothese für die veruntreute Mutter, für die verlorene Dualunion«. Genau darum geht es in dem Märchen von *Hänsel und Gretel*. B. BETTELHEIM, s.o. Anm. 15, hat die Probleme der Loslösung eines Kindes von seiner Mutter anhand der GRIMMSchen Geschichte meisterlich beschrieben, doch geht er auf die dramatische Steigerung des Erlebens in der vorliegenden Erzählung und deren Gründe nicht gebührend ein, so daß er im »Normalen« verbleibt, wo das Unheimliche, Gefährliche, Lebensbedrohliche, Krankhafte in der Entwicklung eines Kindes besprochen werden müßte.

17 | So B. BETTELHEIM, s.o. Anm. 15, S. 151: »Es ist die Angst und tiefe Enttäuschung des Kindes, wenn die Mutter nicht länger bereit ist, alle seine oralen Wünsche zu erfüllen, die es zu der Annahme verleitet, seine Mutter sei plötzlich lieblos, selbstsüchtig und ablehnend geworden... Bevor das Kind den Mut besitzt, die Reise

die Angst der Kinder vor ihrer Vertreibung lediglich die »typische« Phantasie einer bestimmten Entwicklungsphase, dazu bestimmt, den notwendigen Schritt der Trennung zu erleichtern: der mangelnde Mut, den Aufbruch selber zu wagen, werde da ersetzt durch den Zwang eines betrügerischen Verlassenwerdens. Und in der Tat: Beträgt denn nicht recht betrachtet *jede* Mutter ihr Kind, dem sie am Anfang des Lebens buchstäblich *alles* zu sein verspricht: Leben und Geborgenheit, Nahrung und Wärme, Schutz und Halt, nur um es später, nach wenigen Jahren schon, in eine fremde und feindliche Welt zu entlassen – das heißt: hineinzustoßen, wenn es nicht von alleine gehen will¹⁸? Die Berechtigung solcher Deutungsansätze zur Erhellung einer Reihe immer wiederkehrender Probleme der Kinderpsychologie ist unbestreitbar, von solchen Konflikten *redet* das GRIMMSche Märchen. Und doch enthält nicht dieses Typische oder schon *Stereotypische* die eigentliche Aussage der Geschichte von *Hänsel und Gretel*; was *diese* erzählt, ist nicht einfach der Prozeß der Ablösung, sondern das verzweifelte Suchen eines Kindes nach einer Mutter, die es unbedingt geben müßte, die es aber durchaus nicht (mehr!) gibt noch geben kann.

Allein schon die *Steigerung aller Gefühle* in diesem Märchen ver-

zu sich selbst anzutreten, bevor es durch das Zusammentreffen mit der Welt zur selbständigen Persönlichkeit wird, kann es nur insofern Initiative entwickeln, als es versucht, in die Passivität zurückzukehren... Das Märchen von Hänsel und Gretel zeigt uns, daß das auf die Dauer nicht möglich ist.« Andererseits erkennt B. BETTELHEIM natürlich den regressiven Zug, der in dem Gang zum »Lebkuchenhäuschen« liegt (S. 152–153); doch da er die Widersprüchlichkeit der Gestalt der Mutter als kindliche Projektion deutet, wird nicht klar, was die so starke Sehnsucht der Kinder nach Hause begründen sollte.

18 | Schon s. FREUD: Über die weibliche Sexualität (1931), Gesammelte Werke XIV, London 1948, 515–537, S. 527, verwies auf »die Gier der kindlichen Libido« mit all den Vorwürfen, die sich aus den unvermeidbaren Enttäuschungen des Kindes gegenüber der Mutter zu ergeben pflegen, doch band er die Thematik des Liebesverlustes allzu spekulativ und allzu starr an die Thematik der Körperorgane erwachsener Liebe. – Wie *Tiere* das Problem der Loslösung der Kinder von den Eltern beantworten können, zeigt die erstaunliche Praktik der amerikanischen *Grizzlies*, deren Verhalten in etwa dem entspricht, was in dem GRIMMSchen Märchen von *Hänsels* Mutter in *Szene* gesetzt wird: Stets wenn Gefahr droht, schicken die Bären ihre Jungen auf einen nahestehenden Baum und holen sie später, wenn die Gefahr nicht mehr besteht, wieder von ihrem Zufluchtsort ab. Eines Tages aber, wenn die Jungen groß genug sind, schicken die Eltern ihre fast schon erwachsenen Kinder auf einen Baum, auch wenn keine Gefahr droht; die Kinder warten dort einen Tag und noch einen Tag, aber die Eltern kommen nicht wieder, – sie sind einfach fortgegangen. Ob sie es wollen oder nicht, treibt der Hunger die Tierkinder nach einer Weile des Klagens von den Bäumen herunter, hinein in ihre neue, eigene Welt.

trägt sich nicht mit dem so beruhigend wirkenden Vorwissen jener psychologischen Standardauslegung. »Hänsel« und »Gretel« *müssen* von ihren Eltern sich lösen, gewiß; doch ist es, glaubt man der Geschichte der BRÜDER GRIMM, eben nicht ein »Naturgesetz« (der Psychogenese), das sie zu diesem Schritt nötigt, sondern der Zwang einer *Armut*, die ein grausames Entweder–Oder über die ganze Familie fallen läßt: *entweder* »Hänsel« und »Gretel« leben weiter bei ihren Eltern, dann müssen diese sich opfern für ihre Kinder und es finden über kurz oder lang alle gemeinsam den Tod, *oder* die Kinder werden geopfert für die Überlebensinteressen ihrer Eltern, dann ist es, wie wir gesehen haben, nur noch ein letzter Akt der Barmherzigkeit, diese schreckliche Wirklichkeit, die sie doch längst schon erahnen, die Kinder, so lange es geht, nicht wissen zu lassen. Alles in der Geschichte der BRÜDER GRIMM ist dramatisch zugespitzt auf Leben oder Tod, auf Sein oder Nichtsein, und statt darin eine bloß erzählerische Theatralik zu erblicken, müssen wir uns vielmehr fragen, wie die Wirklichkeit beschaffen ist, die psychisch sich in derartigen Hoffnungs- oder Horrorszenarien spiegelt, wie das GRIMMSche Märchen sie darstellt.

Schaut man genau hin, wie das Märchen von *Hänsel und Gretel* den vermeintlichen »Aufbruch« der Kinder erzählt, so beginnt alles mit der uns mittlerweile vertrauten Doppelbödigkeit: Ganz früh, »noch ehe die Sonne aufgegangen war, kam schon die Frau und weckte die beiden Kinder: ›Steht auf, ihr Faulenzer, wir wollen in den Wald gehen und Holz holen.«« Das klingt ganz danach, als würden die Kinder hier zu Fleiß und Mitarbeit aufgerüttelt, und wir sahen bereits: es bedeutete für die Kinder eine wahre Erlösung, wenn es so stünde. Endlich fänden sie eine Gelegenheit, sich »nützlich« zu machen, endlich wären sie, statt Überzählige, erwünschte »Arbeitskräfte«! Doch eben: ein solches Verhältnis ist unmöglich! Diese Kinder können tun, was sie wollen, sie *bleiben* mit ihrer Existenz die Todesgefahr für ihre Eltern! Und noch einmal: sie wissen insgeheim längst schon, daß es so ist! Was aber läßt sich tun, in einer Situation, in der endgültig »nichts mehr zu machen« ist? Was wir in dem GRIMMSchen Märchen an dieser Stelle miterleben, ist die Geburtsstunde keinesfalls einer »Loslösung«, sondern ganz im Gegenteil: einer *suchtähnlichen Bindung*.

Was einen aufmerksamen Leser (oder Hörer) des GRIMMSchen Märchens bei diesem entscheidenden »Aufgewecktwerden« der Kinder an jenem »Morgen«, da sie verstoßen werden sollen, gewiß am meisten beeindrucken wird, ist die rührendhilflose Antwort, die

»Hänsel« auf die Unbarmherzigkeit seiner Lage zu geben versucht. Er ist sich völlig im klaren, daß es für ihn kein Zuhause mehr gibt, doch nur um so inniger klammert er sich an die Idee, trotz allem »nach« Hause und zu seinem *Zuhause* finden zu können.

Denn tatsächlich hat er sich, wie wir hören, auf sein »Aufgewecktwerden« im »Dunkeln« auf eine phantastische Weise vorbereitet. Er hat nicht nur den Plan seiner Mutter, die erst jetzt als *Stiefmutter* bezeichnet wird, wachsam genug in Erfahrung gebracht, er hat vor allem das letzte Stück verbliebener Freiheit dazu verwandt, seinen eigenen Rettungsplan dagegenzusetzen. Noch ist es Nacht, da nutzt er die geöffnete Türe des Hauses, um ins Freie zu treten und im Mondlicht, während die Eltern schlafen, glänzend weiße Kieselsteine zur Markierung des *Rückwegs* zu sammeln; erst dann, beruhigt, legt er sich wieder zu Bett. Allein schon der Kontrast ist hier bemerkenswert: da wachen die Kinder, wo sie schlafen sollten, da schlafen die Eltern, wo sie wachen sollten, und nur indem die einen die anderen *hintergehen*, können sie am anderen Morgen auf dem Weg durch den »Wald« *zusammengehen*. Wenn wir bisher schon die »Pflicht« der Kinder zum Arrangement mit der »Lüge« der Eltern als eine Art Überlebensbedingung herausgestellt haben, so erleben wir jetzt ein geradezu virtuoses Schaustück dieser sonderbaren Form der »Kooperation«.

Denn natürlich kann »Hänsel« nicht sagen, daß er im Begriff steht, den Plan seiner (Stief)Mutter zu unterlaufen. Das ihm Allerwichtigste muß er geheim halten: seinen Wunsch, seine *Absicht*, mit einem Trick das »Abschiebeprogramm« seiner Eltern zu vereiteln. Alles, was er dabei tut, wirkt vollkommen logisch, wohlüberlegt und scharfsinnig – und doch ist es vollständig unreal! Der gesamte Verstand wird hier verbraucht im Kampf gegen eine Realität, die endgültig stärker ist; er wird, mit anderen Worten, absorbiert von einer *Illusion*, die darin besteht, man müsse nur oft genug den »Verrat« der Eltern sabotieren, dann ließen sich vielleicht auch *die Gründe* aus der Welt schaffen, die den Entschluß der Eltern erzwingen. Aber wieder: was heißt bei so viel Verzweiflung schon Illusion?

CHARLES PERRAULT in seiner Geschichte vom *Däumling* hat eine solche Möglichkeit erhoffter Rettung immerhin angedeutet: Als dort der Holzfäller und die Holzfällersfrau daheim ankommen, da hat ihnen der Herr des Dorfes just im Moment zehn Taler geschickt, »die er ihnen schon lange schuldig war und auf die sie gar nicht mehr gehofft hatten«. Ausdrücklich vermerkt PERRAULT: »Das rettete ihnen das Leben; denn die armen Leute waren am Verhungern.« Nun aber,

im Besitz dieses Geldes, gehen sie hin und kaufen sogleich die nötigen Lebensmittel, um sich an ihnen gütlich zu tun. Doch kaum daß sie satt sind, fragt alsbald die Holzfällersfrau nach den armen Kindern, bitterlich fängt sie an zu weinen, ja, auch ihr Mann in seinem Ärger zeigt sich im Grunde noch verstimmter als sie; beide sind sie schließlich übergücklich, als die Kinder unverhofft sich doch noch zurückmelden. Zwar gewährt das Geld des Dorfschulzen auch bei PERRAULT in gewissem Sinne nur einen Aufschub, doch verstehen in seiner Geschichte die Kinder die Absicht ihrer Eltern ganz richtig: eigentlich *sollten* sie zurückkommen; selbst das völlig Unwahrscheinliche ist an sich doch nicht ganz unmöglich: *vielleicht* gibt es doch noch eine Rettung aus all dem Elend!

Vor diesem Hintergrund ist es sehr wichtig zu begreifen, wie ganz anders die Situation ist, in der wir »Hänsel« und »Gretel« in der Geschichte der BRÜDER GRIMM antreffen. Nichts hören wir da von noch ausstehenden Zahlungen für schon erbrachte Leistungen, nichts von dem Glück einer Geldüberweisung im letzten Augenblick, nichts von der seligen Freude des Wiedersehens. In all diesen Punkten vielmehr genau das Gegenteil! Die Lage, in welcher sich »Hänsel« und »Gretel« befinden, läßt *in der Realität* keinerlei Hoffnung mehr zu, sie ist absolut aussichtslos, *und die Kinder wissen das*. Erst wenn wir die unentrinnbare Härte, den unverrückbaren Zwang in der Not der Eltern uns in vollem Umfange eingestehen, begreifen wir das jetzt tatsächlich ins *Wahnhaft*e Gesteigerte in dem doch so klug arrangierten Verhalten eines »Hänsel«: in Wahrheit müßte er, um erfolgreich zu sein, nicht allein seine Eltern überlisten, er müßte vor allem den Engpässen seines wie ihres Lebens ein Schnippchen schlagen. Und er »müßte« das nicht nur, es wäre die Voraussetzung seines Überlebens! Kein Kind der Welt kann mit der absoluten Verweigerung seiner Eltern leben; was also bleibt ihm anderes, als mit allen Kräften seines Verstandes sich eine Welt auszudenken, in der das Unmögliche *trotz allem* wirklich sein kann? *Vielleicht* können die Eltern sich doch noch anders geben, als sie es tun? Kann es nicht sein, daß das »wir können nicht mehr« im Mund der Eltern nur heißt: »wir *wollen* nicht mehr«? Den *Willen* der Eltern kann man beeinflussen! Und kann nicht der Wille der Eltern, wie scheinbar so oft schon, das Schicksal beeinflussen? Je größer die Angst eines Kindes wird, *verlassen* zu werden, desto unbedingter wird es sich auf diese eine letzte phantastische Erwartung verlassen, die Eltern verfügten insgeheim über magische Kräfte, sie könnten im äußersten Falle sich aus ihrer Notlage irgendwie fortzau-

bern. Psychologisch, gewiß, fällt es nicht schwer, in einer solchen Einstellung die Reste der »zwangsneurotisch-magischen« Phase der Ich-Entwicklung wiederzufinden¹⁹ und einem »Hänsel« vorzuwerfen, es kehre mit seinem Steinesammeln im Mondlicht zu diesem schon überwunden geglaubten kindlichen Denken wieder zurück; aber noch einmal gefragt: was heißt »zwangsneurotisch«, wenn die Armut die eigenen Eltern zwingt, an ihren Kindern nicht länger als Eltern zu handeln, sondern wie an streunenden Hunden, und was heißt »magisch«, in einer Situation, in der tatsächlich nur noch das Wünschen (oder religiös gesprochen: das Beten) zu »helfen« scheint? Man muß diesen berechtigten, ja unvermeidbaren Zug in dem Verhalten eines »Hänsels« verstehen, um die Ausweglosigkeit seiner Not und die Sinnlosigkeit all seiner gedanklichen Mühen ganz ermessen zu können.

Immer wieder in der Psychotherapie nimmt es wunder, mit welcher Beharrlichkeit, ja, scheinbaren Unbelehrbarkeit manche Menschen trotz aller Zurückweisungen, trotz aller Enttäuschungen, trotz aller Schelte sogar, immer wieder um Hilfe, Verständnis und Liebe an gerade der Stelle anhalten, an der das, was sie suchen, durchaus nicht zu finden ist. Die einzig »reale« Lösung des »Hänsel-und-Gretel«-Problems läge darin, daß die Kinder ihre Eltern verließen und auf eigene Faust sich durchs Leben zu schlagen versuchten. Aber warum tun sie das nicht? Warum empfehlen ihnen das nicht offen heraus auch ihre Eltern? Die ebenso einfache wie zutreffende Erklärung dafür lautet, daß die Liebe zwischen den Eltern und ihren Kindern eine solche »Lösung« nicht erlaubt! Die Eltern müßten aufhören, »Hänsel« und »Gretel« zu *lieben*, wollten sie ihnen sagen: »Macht euch aus dem Staube«; die Kinder aber kommen unter der Not der Eltern gar nicht erst dazu, an ihre eigenen Fähigkeiten und Möglichkeiten im eigenen Interesse zu denken; solange sie ihre Eltern *lieben*, ist es und bleibt es ihre erste Aufgabe, den Eltern zu *helfen*, um dadurch die so notwendige Liebe der Eltern zu erringen; scheitern sie bereits an dieser so vordringlichen, alles weitere allererst ermöglichenden Zielsetzung,

19 | Diese »höhere« Stufe der Organisation des Ichs ist bereits vorausgesetzt, wenn B. BETTELHEIM, s.o. Anm. 15, S. 153, besonders angesichts des »Lebkuchenhäuschens« von einer »Regression zu dem frühesten »himmlischen« Zustand des Seins« spricht, »als man noch an der Brust der Mutter symbiotisch mit ihr lebte«. Zum zwangsneurotischen Erleben, besonders zu seiner *magischen* Seite, vgl. bereits FREUD: Zwangshandlungen und Religionsübungen (1907), Gesammelte Werke VII, London 1941, S. 129–139. Vgl. auch G. BENEDETTI: Psychodynamik der Zwangsneurose, Darmstadt 1978, S.64–67: Zwangsneurose und Struktur der Angst.

was für ein Selbstvertrauen zur Lösung ihrer eigenen Probleme soll ihnen da noch verbleiben? Die Eltern wie die Kinder sind die Opfer eines Systems unerfüllbarer Verantwortungen; doch was sie in diesem System gefangen hält, ist die Unmöglichkeit, so verantwortungslos zu sein, um das Gefühl wechselseitiger Verbundenheit einfach aufzukündigen.

Freilich ist es nicht an sich schon eine phantastische Vorstellung, mit der ein Kind glaubt, die Not seiner *Eltern* abtragen zu können? Doch genau diese »Pflicht« wird ein Kind spüren, das seine Eltern, die es liebt, in einem unbegreifbaren Leiden zugrunde gehen sieht. Ein solches Kind mag »magisch« denken, doch das Gefühl seiner Verbundenheit mit den Eltern ist absolut real, und es ist stärker als jeder noch so starke Widerspruch der Erfahrung.

Man ist gewöhnt zu hören, daß Eltern ihre Kinder versichern, es sei »alles gut«, sie seien doch da, und ihre Gegenwart vertreibe allen Kummer und alle Not; man ist nicht gewöhnt zu hören, Kinder könnten eben so denken, – doch eben das ist immer wieder in der Kindheit von Menschen, die dem GRIMMSchen Märchen von *Hänsel und Gretel* entsprechen, der Fall!

Bisher haben wir »Hänsels« Rückkehr in der Geschichte der BRÜDER GRIMM nur als ein buchstäblich »regressives« Verlangen nach eigener Geborgenheit: gedeutet²⁰, jetzt aber sehen wir, daß eine solche Erklärung keinesfalls auslangt. Die Sehnsucht nach *Anlehnung* wäre *enttäuschbar* durch stetige *Ablehnung*, sie allein könnte niemals die beharrliche Rückkehr der Kinder zu ihren Eltern begründen; was hinzukommt, hinzukommen *muß*, ist der Wille des Kindes, den Eltern selbst Stütze und Halt zu sein. »Wir sind doch zurück! Nun freut euch doch, Eltern. Euch kann doch nun schon gar nichts mehr passieren. Wir sind wieder da!« Das *auch* ist paradoxerweise die »Bot-

20 | Sehr treffend bringt U. ESCHENBACH, s.o. Anm. 15, den Konflikt von *Hänsel und Gretel* zum Ausdruck, wenn sie (S. 57) fragt: »Wie ist es ... möglich, daß Kinder so etwas (sc. wie ihr eigenes Verstoßenwerden) schweigend hinnehmen und ohne Widerrede tun, was die Eltern ihnen befehlen, obwohl sie wissen, was die Eltern vorhaben? Und ob Eltern wohl wissen, wie viel Angst Kinder haben können und sie darum Heimliches tun oder Getanes verschweigen, weil zu viel Mut dazu gehört, die Eltern zu fragen: ›Was wollt ihr mit uns tun?‹« »Unerreichbar scheinen die Eltern in ihrem Plan zu sein, so daß auch die kurzen Worte, die gewechselt werden, keine Lücke anbieten für die Frage: Warum sollen wir sterben? Die Härte dieser Situation wirkt erschreckend und abstoßend. Niemand möchte sich mit solch einem Vater identifizieren, niemand mit einer solchen Mutter.« Um so wichtiger wird es, sich die psychische Wirkung klarzumachen, die das notbedingte Verhalten der Eltern auf die Seele eines Hänsel-und-Gretel-Kindes haben muß.

schaft«, mit der »Hänsel« und »Gretel« sich bei ihren Eltern zurück-melden. Statt sich von ihren Eltern zu *lösen*, müssen Kinder in solcher Lage vielmehr alles tun, für deren Zwangslage eine »*Lösung*« zu finden. Und solange die Eltern den Kindern nicht sagen, nicht sagen *dürfen*: »Wir können für euch die Verantwortung nicht länger übernehmen«, solange werden und dürfen auch die Kinder ihre »Verantwortung« für die Eltern nicht lösen. *Daran* liegt es, daß die inzwischen beachtliche Intelligenz und Selbständigkeit eines »Hänsels« sich in der Lösung einer unlösbaren Aufgabe verbrauchen und daß seine *Sehnsucht* nach seinen Eltern sich ins Suchtähnliche steigert. *Die Sucht* selber ist nur verstehbar vor dem Geflecht einer derart phantastischen Mischung aus gutem Willen, einem beachtlichen Verständnis und einer solchen fiktiven »Verantwortung«.

Niemand in der Weltliteratur hat, aufgrund eigener jahrelang quälender Erfahrungen, eine derartige *Suchtproblematik* ständiger »Rückkehr«versuche zum Ort der sicheren Enttäuschung eindringlicher dargelegt und klarer ausgelegt als der russische Dichter F. M. DOSTOJEWSKI. In seinem in drei Wochen zusammengeschriebenen Roman *Der Spieler*²¹ schildert er den unwiderstehlichen Zwang zum »Glücksspiel«, mit dem »Willen«, immer wieder auf Sein oder Nichtsein alles einzusetzen, nur um alles, die höchstfliegenden Hoffnungen, gleich einem Kartenhaus einstürzen zu sehen. Aber nun: selbst die unendliche Kette ruinöser Mißerfolge stellt für einen wirklich Spielsüchtigen durchaus keinen Grund dar, sich der leidigen Glücksmaschinerie zu entledigen; im Gegenteil: er hat nur noch nicht die genügende Menge an Informationen zusammengetragen, um das *System* des Getriebes, um die latente Mechanik am Roulettetisch zu verstehen. Versteht er sie erst einmal, so wird er sich ihrer bedienen, um das Schicksal selber zu widerlegen! Dieser *Traum*, der selbst seinen Niedergang, selbst seine vollständige *Niederlage* doch noch in einen neuen Aufstand und Aufstieg zu verwandeln vermag, liefert ihm das Motiv, immer von neuem, *wahnähnlich*, gewiß, doch mit welcher Sorgfalt und Intelligenz, sein Glück unbedingt dort machen zu wollen, wo allein das Unglück seiner wartet. Es ist psychologisch nicht zu viel gesagt, wenn wir in DOSTOJEWSKIS »Spiel« mit den »magischen« Kugeln im Kasino

21 | Vgl. F. M. DOSTOJEWSKIJ: *Der Spieler*. Aus den Aufzeichnungen eines jungen Menschen (1865), aus dem Russ. v. A. Eliasberg, Hamburg (rk 67) 1960. s. GEIER: *Zum Verständnis des Werkes*, a.a.O., 139–156, S. 148–149, verweist zu Recht auf die Beziehung, die zwischen DOSTOJEWSKIJS Spielsucht und seiner geheimnisvollen Leidenschaft zu *Pauline Soslóva* bestand.

zu Wiesbaden eine Erweiterung und Übertragung der Suche eines kleinen, völlig überforderten, doch äußerst sensiblen und blitzgescheiterten Kindes nach seiner in Leid und Schmerz wie verlorenen Mutter auf diese Schicksal spielende Apparatur des Roulettes erblicken. Längst könnte der Schriftsteller DOSTOJEWSKI von den Einkünften seiner viel gelesenen großen Romane sein Dasein fristen und zugleich seine über alles geliebte Gemahlin *Anna Grigorjewna* versorgen; doch stattdessen beim Trödler versetzt er deren Kleidung, trägt deren Habseligkeiten ins Pfandhaus, immer im Glauben, in wenigen Stunden schon alles auf wundersame Weise vervielfacht wieder zurückbringen zu können. Und überhaupt nur als ein Magier des Glücks dürfte er, wie er wähnt, nach all dem Desaster in der Realität sich unter den Augen gerade seiner Geliebten allererst wieder sehen lassen. Diese freilich wird all die Stadien dieses Teufelskreises der Spielsucht immer wieder übersehen müssen, um den kleinen *Fjodor*, das vereinsamte, verängstigte, verlassene Kind in dem Genie DOSTOJEWSKI wiedererkennen zu können, und schließlich wird es die zähe Geduld ihrer Liebe sein, die den Spuk seiner Spielsucht zum Stillstand bringt...²² – So etwas ähnliches wie die Roulette-Kugeln im Leben DOSTOJEWSKIS sind die »Kieselsteine«, die sich das »Hänsel« in der GRIMMSchen Geschichte im »Mondlicht« zusammensucht, um den Weg der Rückkehr zu seinen Eltern zu markieren. »Selbstbetrug«? »Lüge«? Ja, natürlich! Aber noch einmal: Was sollen all solche Worte in solchem Zusammenhang!

Der »Zusammenhang« besteht darin, daß ein »Hänsel« seinen Eltern mit keinem Sterbenswort verraten darf, auf welche Weise es seinen Weg nach Hause vorbereitet hat; es muß, um bei den Eltern zu *bleiben*, die Eltern genau so hintergehen, wie diese es selbst hintergehen. Und doch geschieht das alles in einer verzweiferten Not. Wie fürsorglich noch kümmert die Mutter sich um »Hänsel« und »Gretel«, als sie ihnen empfiehlt, sich an dem warmen Holzfeuer zur Ruhe zu legen! In diesem Moment, möchte man denken, brächte sie noch einmal ihre zwei kleinen Kinder zu Bett; da sagt sie ihnen durch ihr Verhalten: »Ich liebe euch«, doch nur um sogleich ihr: »Ich muß euch loswerden«, vorzubereiten. »Hänsel« wiederum erzählt seiner Mutter, es schaue sich nach seinem »Kätzchen« um, das ihm »Ade« sagen

22 | Vgl. F. M. DOSTOJEWSKIJ: Gesammelte Briefe 1833–1881, aus dem Russ. v. F. Hitzer, München 1966, S. 395–400, den erschütternden Brief DOSTOJEWSKIJS vom 29. Apr. 1871 aus Wiesbaden an seine Gemahlin, in dem er ihr das Ende seiner Spielsucht und die Geburt des »neuen Menschen« mitteilt.

wolle, und handelt sich dafür den Vorwurf ein, es sei halt ein »Narr«, es verwechsle den Schein der Morgensonne auf dem Schornstein mit seiner Katze; es aber *spielt* nur den »Träumer«, um in Wirklichkeit seinen »Traum« von einem doch noch möglichen »Heimweg« realisieren zu können. So wie auf Seiten der Mutter eine demonstrierte Fürsorge die aus Not demontierte Sorge verdeckt, so verdeckt auf »Hänsels« Seite eine absichtsvolle Fiktion das Faktum seiner wahren Absicht. Nur diese Brücke einer doppelten Unaufrichtigkeit trägt den verbleibenden Rest einer gerade noch möglichen Gemeinsamkeit zwischen Eltern und Kindern in dem GRIMMSchen Märchen.

Dabei weist schon die Art, in der die BRÜDER GRIMM jetzt erzählen, darauf hin, wie traumnah, wie *symbolisch* das folgende zu verstehen ist²³. *Äußerlich* betrachtet, macht es bereits wenig Sinn, Steine als Wegmarken zur Erde fallen zu lassen, wenn das Haus noch sichtbar ist, zu dem man heimkehren möchte. *Innerlich* aber entsteht gerade auf diese Weise ein erschütterndes Bild von einem Jungen, der, weil er »abgeschoben« werden soll, »wieder und immer wieder« »still« steht und »nach dem Haus zurück«schaut, aus dem er – für immer – entfernt werden soll. Sieht man dieses Bild vor sich, so kann man endgültig nicht sagen, daß ein »Hänsel« auf diesem Weg in sein »eigenes Leben« geht oder daß es gerade so dabei sei, ein »selbständiger Mensch« zu werden, nur daß es eben »zu oft« rückwärts schaue; vielmehr kommt gerade in Hänsels Worten jetzt die Wahrheit seines Schmerzes und seiner Sehnsucht in Form seiner »Lüge« nur um so deutlicher zum Ausdruck: »Mein Kätzchen auf dem Dach, das sagt mir Ade...!« Wieviel Heimweh teilt allein in dieser offensichtlichen »Fehlwahrnehmung« sich mit! Man muß sich nur vorstellen, mit welcher Zärtlichkeit ein »Hänsel« sein Kätzchen gestreichelt haben wird, gerade wenn es sich selber sehr verlassen und einsam fühlte!

»Meine Katze«, sagte vor einer Weile ein Mann im »Rückblick« auf seine Kindheit, »war das Lebewesen, das ich am meisten mochte, als ich klein war. Mit der Katze konnte ich reden, – sie verstand scheinbar alles. Sie umspielte meine Hände, sie schnurrte so lieb, und wenn es im Winter kalt war, kam sie in den Morgenstunden zu mir ins Bett. Mutter durfte das nicht erfahren, – sie duldete keine Katze

23 | R. GEIGER, s.o. Anm. 15, S. 266–267, verweist zu Recht darauf, daß die »kleinen Wanderer ihre Nachterinnerung auf den Mond« stützen. »Nicht der Sonne, sondern dem Mond danken die Ausgestoßenen ihre erste Heimkehr.« Was aber ist es dann mit dem Wechselspiel von Tag und Nacht in dem Märchen als einem »Spiel« zwischen zwei Wirklichkeitsebenen?

im Schlafzimmer; aber ich hatte es gern, wenn sie sich bei mir aufwärmte. Sie war so schön – ganz schwarz, mit grünen, klugen, geheimnisvollen Augen, und so gewandt in jeder ihrer Bewegungen!«

Deutlich war zu spüren, wie frierend und verwaist sich dieser Mann selber in jungen Jahren gefühlt haben mußte; sein Kätzchen hatte er gestreichelt, um ihm stellvertretend all die Zuwendung und Zuneigung zu schenken, die er in seinem eigenen Leben so sehr hatte vermissen müssen; – wenigstens *ein* Lebewesen sollte es geben, das sich über seine Gegenwart *freute* und dem, umgekehrt, er *fehlen* würde, wenn er nicht da wäre. Es ließ sich nicht bezweifeln: Näher als jeder Mensch, näher als sogar Vater und Mutter, hatte diesem Mann sein Kätzchen gestanden. Und ganz ähnlich bei dem »Hänsel« des GRIMMSchen Märchens. Dieses Tier, das er zärtlich rückwärts schauend »sein Kätzchen« nennt, scheint wenigstens zu wissen, was die katzenhaft sich gebärdende Mutter nicht wissen will: daß es bei dem Gang in den »Wald« eigentlich um einen Abschied für immer geht; dieses Tier wenigstens drückt den Kummer aus, der die Mutter erfüllen sollte, während diese »realitätsbezogen«, alle Sentimentalitäten abwehrend, von einem »Sonnenaufgang« redet – am Beginn eines Tages, an dem einem Kinde die ganze Welt zu versinken droht...²⁴

Nicht viel anders das Schauspiel am folgenden Tag: – da erklärt Hänsel der Mutter, sein *Täubchen* auf dem Dache sage ihm zum Abschied »Ade«. Beide Szenen gleichen einander, doch ist da ein Unterschied. Ein Kind, das ein *Täubchen* sein eigen nennt, pflegt damit Gefühle sehr anderer Art, als sie in der Liebe zu einem »Kätzchen« zum Ausdruck kommen. Nicht zärtliche Zuneigung, geschmeidige Ruhe, wohlige Wärme und schnurrige Stubenhockerei verbinden sich mit der »Taube auf dem Dach«, eher Vorstellungen von Freiheit und Weite, von unerreichbaren Zielen und Idealen, aber auch von unverbrüchlicher Unschuld und Treue – kein Haustier findet so sicher über Wälder und Felder nach Hause zurück wie ein Täubchen²⁵. »Komm wieder«, scheint das Täubchen Hänsel zu sagen, nicht: »Geh mit Gott.« Es verkörpert ein letztes Mal den Wunsch des Kindes, die

24 | K. STRUCK: Erinnerungen an Hänsel und Gretel, in: J. Jung (Hrsg.): Bilderbogensgeschichten. Märchen, Sagen, Abenteuer. Neu erzählt von Autoren unserer Zeit (1974), München (dtv 1218) 1976, 203–206, erklärt ohne Umschweife, aber ganz richtig: »Die Katze ist ein Muttersymbol.« Doch geht sie auf den Sinn dieser Symbolik in dem Märchen nur rein assoziativ ein.

25 | Zum »Heimfindervermögen« der *Taube* vgl. T. H. WATERMAN: Der innere Kompaß. Sinnesleistungen wandernder Tiere (1989), aus dem Amerik. v. B. Achauer und U. Loos, Heidelberg 1990, 150–151; 185–187.

»gute« Mutter wiederzufinden, nur jetzt schon »geistiger«, seelisch beweglicher; die Mutter aber, schon weil sie merkt, was Hänsel ihr »eigentlich« sagen will, weigert sich, auf diese Symbolsprache einzugehen, sie beharrt darauf: es ist nur der Schein der aufgehenden Sonne, der auf dem Hausdach sich spiegelt; der »Schlaf« der Kindheit, merke es Hänsel, hat zu Ende zu sein. Doch um ihr Verstoßen werden willenlos über sich ergehen zu lassen, müssen die Kinder an dem künstlichen Feuer im »Walde« eingeschlafert werden... Sie sollen nicht merken, was sie längst doch schon wissen...

Denn die Wahrheit, welche die Kinder erleben, erfüllt sie mit »Gram« und mit »bitteren Tränen«. So wie in der Mutter sich ein Teil der Seele abspaltete und in dem schwachen, doch gütigen »Vater« Gestalt gewann, so ist ein Junge von »Hänsel-und-Gretel«-Art gespalten in ein Kind, das nach außen, als »Hänsel«, klug, wissend und äußerst selbständig handelt, während es innerlich, in seinem »Gretel«-Anteil, voller Heimweh und Traurigkeit ist²⁶; – es hat seine Mutter verloren, und zwar nicht, wie in so vielen anderen Märchen, weil sie allzu früh starb, sondern, schlimmer im Grunde, weil die Not die einst Liebende, Gute, zu Härte und Abweisung drängte.

ADALBERT STIFTER in *Bergkristall*²⁷ hat auf anrührende Weise einmal die Geschichte zweier Kinder erzählt, die in der Weihnachtszeit nach dem Besuch ihrer Großeltern bei einsetzendem Frost und beginnendem Schneefall durch das Gebirge nach Hause zurückzukehren versuchen, sich aber im Gletscher verirren und erst am folgenden Tage von den Männern der ausgesandten Suchtrupps gefunden und zu den übergläcklichen Eltern zurückgebracht werden. Auch in dieser kleinen Novelle ist es die Aufgabe des Jungen, sein ängstliches, müdes, folgsames, aber unorientiertes Schwesterchen aufzumuntern, zu trösten, zu führen und immer neue Pläne zur baldigen Rettung zu erstellen; freilich, was STIFTERS »Konrad« in dieser Geschichte mit seinen ganz vernünftig klingenden Gedanken und Mutmaßungen an Richtungsvorgaben und Richtungsänderungen sich so alles einfallen läßt, führt die Kinder Schritt für Schritt nicht nach Hause, sondern nur immer weiter in die Irre, und es mutet schon tragikomisch an, wenn wir die liebe »Sanna« auf so viel wisserisch wirre Klugheit ihres Bru-

26 | R. GEIGER, s.o. Anm. 15, S. 266, meint richtig: »Gretel läuft nur mit. – Hänsel setzt die Zeichen.« Aber welche Rolle spielt die »mitlaufende« »Schwester« innerpsychisch?

27 | A. STIFTER: Bunte Steine. Ein Festgeschenk (1853), in: Sämtliche Werke, hrsg. v. H. Geiger, 2. Bd., Wiesbaden (Vollmer Verlag) o.J., 5–278, S. 143–189: Bergkristall.

der stereotyp mit: »Ja, Konrad«, antworten hören. STIFTERS Erzählung handelt, symbolisch gelesen, davon, wie eine nur jugenhafte »Vernunft« in immer höhere Zonen der Kälte und Ausweglosigkeit sich verirrt. Das GRIMMSche Märchen hingegen erzählt von einem Jungen, der sich verstoßen und weggeschickt von gerade den Menschen fühlt, die er am meisten liebt und die »eigentlich« auch ihn sehr lieben; es erzählt von der nicht zu tröstenden Trauer einer Mutter, die ihr eigenes Kind verjagt, und von dem Versuch dieses Kindes, als Ausgestoßenes nach »Hause« zurückzufinden; und es beschreibt, wie ein solches Kind, »Hänsel«, sich selbst, sein »Schwesterchen«, zu trösten versucht. »Ich will uns schon helfen«, spricht es, als »Gretel« bereits um ihr Leben zu fürchten beginnt; und als es an Kieselsteinen, so viel nur in sein Rocktäschchen gehen will, aufgesammelt hat, redet es der Verzweifelten zu, sie möge nur ganz ruhig schlafen; ja, auch selbst legt das Hänsel sich noch einmal in seinem Bett nieder und schläft seelenruhig ein.

Die Erklärung, wie eine solche Beruhigung absoluter Verlassensangst im Herzen eines Kindes wider alles Erwarten doch möglich ist, geben die BRÜDER GRIMM mit einem Hinweis, der in ihren »Kinder- und Hausmärchen« gewiß nicht überbewertet werden darf, der aber an dieser Stelle psychologisch wohl mehr enthält als das übliche Stilmittel, wie »gut und fromm« »Hänsel« und »Gretel« doch sind. Als der Knabe, sehr im Kontrast zu der Härte der »Wirklichkeit«, sein »liebes Schwesterchen« auf das zärtlichste tröstet, fügt er zur List seiner Kieselsteine ein festes Gottvertrauen noch hinzu: »Der liebe Gott wird uns schon helfen«; mit diesen Worten begibt er selber sich zur Ruhe. Gewiß, es wird jedem Psychoanalytiker leicht fallen, in einem solchen »Gottvertrauen« nichts weiter zu sehen als eine Kompensationsbildung zu dem Verlust der Eltern²⁸. Der »gute Gott« ersetzt hier einfach die »gute Mutter«, die das Kind auf Erden fortan so schmerzlich vermißt. Wie aber, wenn die komplexe Psychologie c. G. JUNGS recht hätte: wir bildeten uns »Gott« nicht ein, wir trügen vielmehr das Bild eines »mütterlichen« bzw. »väterlichen« Schutzes archetypisch bereits in uns, wenn wir zur Welt kämen, und die »zufälligen« Personen von Vater und Mutter seien nur die ersten Träger der entsprechenden projektiven Sehnsüchte, die letztlich über alle Menschen hinaus in die Sphäre des Religiösen gingen²⁹? Dann erschiene es als

28 | So s. FREUD: Die Zukunft einer Illusion (1927), Gesammelte Werke XIV, London 1948, 323–380.

29 | Vgl. c. G. JUNG: Die Bedeutung des Vaters für das Schicksal des Einzelnen (1909), Gesammelte Werke, Bd. 4: Freud und die Psychoanalyse, Olten–Freiburg

mehr denn berechtigt, wenn ein Kind sich über den Verlust seines Vaters, seiner Mutter, damit trösten wollte, daß es niemals ganz verlassen und vergessen sein kann. In der GRIMMSchen Erzählung von *Hänsel und Gretel* wird diese Überzeugung später nicht mehr aufgegriffen, sie bewirkt aber an der entscheidenden Stelle, daß »Hänsel« nicht völlig entmutigt wird. Die Tiere – und Gott, dazwischen steht in diesem Augenblick ein gänzlich vereinsamtes Kind, das schauen muß, wie es sich in einer fremd gewordenen dunklen Welt, im nächtlichen »Walde«, zurechtfinden kann.

Irgendwann, erzählen die BRÜDER GRIMM weiter, seien »Hänsel« und »Gretel«, nachdem sie jeder sein Stücklein Brot gegessen, am Feuer im Walde eingeschlafen, – beruhigt durch das stete Klopfen eines Astes im Wind, das sie trotz »besseren« Wissens für das Schlagen der Holzaxt des Vaters in der Nähe gehalten hätten³⁰; endlich, als sie, die Nacht war schon finster, erschrocken aufwachten, habe »Gretel« zu weinen begonnen; – genau das, was die Kinder verhindern wollten, war eingetreten: müde vor Traurigkeit³¹ und getäuscht vom eigenen Wunschdenken, umsorgt vom Rest der Wärme des elterlichen Wohlwollens, waren die Augen ihnen zugefallen; und was nun tun?

Es gibt, um den Seelenzustand einer solchen geängsteten Einsamkeit zu verstehen, wohl kein »sprechenderes« Bild als das Gemälde des norwegischen Malers EDVARD MUNCH: *Trost im Wald* aus den Jahren 1923–1925³²: Inmitten der riesigen, fast erdrückenden Kulisse eines Waldes sieht man dort, rechts unten, wie winzig im Schatten der mächtigen Bäume, ein Paar: sie, das Gesicht in den Händen vergraben, in sich zusammengekauert, das schwarz umrandete Haar streng in der Mitte gescheitelt, so als zerfiele ihr Geist in zwei miteinander unvereinbare Hälften, er, fast ein Knabe noch, schmal, nackt, seine ganze Haltung ihr zugewandt, streckt seinen rechten Arm nach ihr aus, der, überlang, sie zu erreichen sucht, während die Linke wie hilf-

1969, 345–370; DERS.: Die psychologischen Aspekte des Mutterarchetypus (1939), Bd. 9, 1. Teil: Die Archetypen und das kollektive Unbewußte, Olten 1976, 89–123.

30 | R. GEIGER, s. o. Anm. 15, sieht richtig: »Im Vater haben die Kinder ihren Halt ... Seiner Nähe vertrauen die Kinder, meinen, seine Axtschläge zu hören. Durch alle Zeilen wird spürbar: Wo der Vater weilt, ist für die Kinder ein Daheim.« Aber dieses »Daheim« ist nichts als ein »Irrtum«, als eine wunschbedingte Fiktion!

31 | Ein solches »Einschlafen« aus Angst, Resignation und Einsamkeit kurz vor Ausbruch einer schweren seelischen Erkrankung schildert auch das – so »lustig« sich gebende! – GRIMMSche Märchen von der »klugen Else« (KHM 34); vgl. Bd. 1, Die kluge Else, S. 453–458.

32 | E. MUNCH: *Trost im Wald* (1923–1925), Abbildung in: Munch-Museum, Oslo.

los sich um ihre Schultern legt. Man sieht unwillkürlich: diese beiden sind einen Weg zusammen gegangen, den sie offenbar gehen mußten, doch dieser Weg erlaubt kein Zurück mehr. Und wohin hat er sie geführt? Das wissen sie nicht. Die Welt, die sie einhüllt mit all ihrem üppigen Laubwerk, die schweigt. Jedes Blatt, jeder Baum weiß zu leben, nur diese beiden wissen es nicht. Sie sind Verlorene, – Adam und Eva jenseits von Eden, Verkörperungen der ewigen Geschichte aller Verzweifelten, zweier Menschen, die nur noch sich selbst haben, um sich zu trösten, keinen Vater mehr, keine Mutter mehr, nur ihre Angst, ihre Ungeschütztheit und den Versuch, einander nahe zu bleiben. Wie wieder »nach Hause« kommen in solcher Lage? Wie bei sich selber ankommen unter solchen Bedingungen?

Essen ist gegessen werden oder: Ein magersüchtiger Alptraum

Daß »Hänsel« und »Gretel« beim ersten Mal mit Hilfe der »Mondkiesel« wie auf einem Traumweg zu ihren Eltern zurückfinden, mag eine Phase in der Entwicklung eines Jungen wiedergeben, dem es eine Zeitlang gelingt, die Abweisung durch seine Mutter unter Einsatz einer buchstäblich »phantastischen« Anpassungsleistung auszugleichen. Bald aber – im Märchen bereits am darauf folgenden Tage – verschärft sich trotz allem die Notlage im elterlichen Hause so sehr, daß die Mutter ihren »Abschiebungs«beschuß erneuert, und dieses Mal kommt »Hänsel« des Nachts nicht mehr »ins Freie«, um die nötigen »Kiesel« zur Markierung des Rückwegs aufzusammeln. Da verfällt er, ein hungerndes Kind, auf die unglaubliche Idee, sein Stückchen Brot auf den Weg zu streuen! Die Hoffnung keimt auf, die Rückkehr »nach Hause« könnte gelingen um den Preis, die eigene »Wegzehr« auf dem »Wege« zu opfern^{33!}

»So war das«, berichtete ein Mann von einem Erlebnis im Alter von etwa neun Jahren, das dieses Motiv des Märchens sowie den

33 | R. GEIGER, s.o. Anm. 15, 267–268, schreibt durchaus zutreffend: »Indem Hänsel die Brotbröcklein streut, opfert er etwas, das ihm selbst geschenkt wurde, weil er es braucht für den Tag; aber sein Opfer kann die Nachterleuchtung nicht ersetzen.« Doch vertut der Autor diese völlig richtige Einsicht, indem er ins »Mystische« ausweicht, statt – wenigstens zunächst einmal – in der Psychologie zu bleiben; so wird denn das »ins Pflanzliche ausgeströmte Leben der Sonne ... zum Lebensbrot der beseelten Kreaturen ... Im Brot spiegelt sich kein Mond mehr; die Sonnensubstanz bildet und nährt ...« Was hat das noch zu tun mit dem Hunger eines Kindes, das seine letzten Nahrungsreserven wegwirft?